L. O. Germ.
1420 k.

Stille

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36622242680012

<36622242680012

Bayer. Staatsbibliothek

Kleine Erzählungen

von

Caroline Stille.

Mit einem Vorworte

von

Therese Huber.

Nürnberg,
Verlag von George Eichhorn.

1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kleine

Erzählungen.

Druck und Papier
von Friedrich Vieweg
in Braunschweig.

Inhalt.

Artingal und Elliodor 1

Irrthum von zwei Seiten 13

Die Lebensstufen 79

Sonnenschein am Abend 141

Die seltne Gabe 207

Das Landmädchen 241

Vorwort.

Es ist nichts Ungewöhnliches, daß wir Mütter sehen, die, für sich selbst schüchtern, um ihrer Kinder willen muthige Schritte thun. So geht es mir, der bejahrten Schriftstellerinn, die ich bei der Erscheinung meiner eigenen kleinen Versuche immer sehr furchtsam zurücktrete, und nun den Muth habe, eine, mir zwar nicht persönlich Bekannte, aber sehr liebe Geistesverwandte, die den Jahren nach meine jüngste Tochter seyn könnte, unserm Lese-Publikum zu empfehlen. Wie Karoline Stille im Morgenblatt, 1818, zum erstenmal in der kleinen Erzählung: „Kindliches Vertrauen" auftrat, glaubten mehrere Leser, ich sey dessen Verfasserinn. Das machte mir viel Freude! Es bewies, daß ich, die vom Schicksal schwergeprüfte Matrone, noch so einfach und innig erzähle, daß man die ersten Versuche

eines jungen Frauenzimmers, die sich durch Einfachheit und Innigkeit auszeichneten, meiner Feder zuschreiben konnte. Meine junge Freundinn betrit die Laufbahn demnach mit den Schätzen ausgestattet, die ich für den schönsten Gewinn an deren Ziel halte. — Möge sie dieselben heilig bewahren! — Ihnen verdankt Karoline Stille die moralische Beziehung, mit welcher sie das menschliche Leben betrachtet, die sie zur Seelenbeobachterinn macht, und ihren kleinen Aufsätzen den Reiz der Wahrheit giebt, die Grazie der Sittlichkeit, welche reine Gemüther mehr, als die Schilderung wilder Leidenschaften oder unerhörter Begebenheiten anzieht. Dieser Eigenschaften wegen ist gegenwärtige kleine Sammlung Müttern und Erzieherinnen, welche die Romane nicht aus der Lektüre ihrer Töchter und Zöglinge ausschließen wollen, zu empfehlen.

Therese Huber, geb. Heyne.

Artingal und Elliodor.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Ein König, reinster Lieb' und Ehrfurcht würdig,
War Gorbonian, der Erste seiner Zeit;
Reich blühete vor allen Nachbarlanden,
Es dankbar schätzend, unter ihm Britannia;
Gern spendet' er dem Biedern Lohn und Ehre,
Tief in den Staub trat er den Unterdrücker;
Und in der Hut des frommen, treuen Führers
War Flur und Dorf, und Kirch' und Stadt gesegnet.

Er starb. Ihm folgte Artingal, sein Sohn;
Doch ach! wie unwerth eines solchen Vaters!
Die Herrschaft, unter günst'gem Stern begonnen,
Ward bald durch sünd'ge Thorheit tief verdunkelt.
Von Schuld zu Schuld im Uebermuthe steigend,
Erschöpft er endlich die Geduld der Edeln,
Die ihn verbannen, mit dem Volk vereint,
Und auf den Thron den würd'gern Bruder heben.

Von Land zu Land sucht nun der Flücht'ge Beistand,
Mit Waffenmacht sein Reich zurückzufordern;
An manchem Hof, im Zelte manches Kriegers
Trägt er umsonst die ernste Bitte vor.
Der Ehrgeiz täuscht ihn, so verarmt an Ehre,
Und Dürftigkeit mit hartem Angriff naht —
Da wendet er den Sehnsuchtblick zur Heimath,
Verachtung in der Fremde nicht mehr tragend.

Schnell leitet ihn ein günst'ger Wind hinüber.
Er landet; und, umgeben von Gefahren,
Mit karger Hab' und weniger Begleitung,
Sucht er in Calateriums Wäldern Zuflucht. —
Wie anders itzt, als da, zum Thron geboren,
Mit königlicher Ehre reich geschmückt,
Verachtet, doch umschmeichelt und gescheut,
Er an der Themse blühnden Ufern herrschte! —

Aus jener Gegend, wo der flücht'ge König
Verborgen weilt mit seiner kleinen Schaar,
Sein Leben fristend mit dem Trunk der Quelle,
Und solcher Nahrung, wie der Wald sie bietet,
Schickt er den Wenigen itzt eilend Boten,
Die er für seine Freunde hält im Lande;
Nur täglich Brot und ungefährdet Obdach,
Als letztes Gut, von ihrer Treu' begehrend. —

Der Antwort harrend, schleicht er eines Morgens
Verstohlnen Tritts umher, da plötzlich hört
Er laut Geräusch von Hörnern und von Hunden,
Vor denen weit der wilde Eber flieht.
Schon nah' und näher dringt der Zug der Jäger
Durch grüne Eb'nen froh zu ihm heran,
Und still verweilen heißt er itzt die Seinen,
Mit ruh'gem Blick und unbesorgtem Antlitz.

Sein schäumend Roß hält an des Zuges Führer,
Der König selbst, der edle Elliodor.
„Wie?“ fragt er sich, — „ich kenne diese Züge,
Ob sie auch hart des Leidens Druck verändert.“
Er staunt, er sinnt, und kann den Blick nicht wenden,
Bis ihm ein Lichtstrahl in die Seele dringt.
„Der König ist's, mein Bruder!“ ruft er aus,
In froher Eil' vom Roß herab sich schwingend.

Lang', fest und innig hält er ihn umarmt;
Doch schwach erwiedert Artingal den Gruß.
Der brüderlichen Liebe inn're Regung
Stimmt Schuldbewußtseyn, Sorg' und Scheu gefangen. —
Itzt, nicht zu stören diese selt'ne Stunde,
Ziehn sich die Edeln des Gefolgs zurück,
Und einsam auf der Eb'ne mit dem Flüchtling,
Giebt Elliodor dem Kampf des Herzens Worte:

„Wir trafen uns, von höh'rer Macht geführt, —
O Bruder! meinem Blick so lang' verloren;
Doch meiner Lieb' und Trauer nicht verloren,
Und meinen Wünschen nicht; vergieb den Schein
Des Unrechts selbst, daß deine Kron' ich trug,
Und jeden Schmuck der Fürsten deines Volks.
Nach dir war ich sein Führer: doch ist's billig,
Dir das Bewahrte treu zurückzugeben." —

Lang' stand verstummt der bleiche Artingal.
„Wie?" rief er dann, „mir, der ich arm an Würden,
Der Macht beraubt, und schwach und hülflos bin,
Mir itzt die Herrschaft? Spar' den bittern Hohn!
Regierte Recht am Hofe fremder Fürsten,
Längst wär' ich auf des Krieges dunkelm Fittig
Zurückgekehrt, mein Reich von dir zu fordern;
Ich berg' es nicht, noch fürcht' ich deinen Zorn."

„Nicht tadl' ich dich," sprach ruhig Elliodor,
„Doch ist mein Blick mit meinem Wort im Einklang;
So solltest du dem Bruder nicht mißtrauen,
Und so von aller Sorge dich befrei'n.
Ja, Diana selbst, die fleckenlose Göttinn,
Die mich hieher geführt in freud'ger Stunde,
Sie treffe mich mit ihrer strengsten Rache,
Wenn Falschheit itzt aus meiner Rede spricht."

„Wär' dieser Speer, den in der Hand ich trage,
Das Scepter Englands, hier in dieser Stunde
Reicht' ich ihn dir, und lös'te auf die Spange,
Wenn sie den reichen Königsmantel schlösse.
Ja, hassen müßt' ich stolzen Glanz des Hofs,
Und freudlos meiden heitre Lust der Jagd,
Blieb' Obdach dir, dem umgetrieb'nen Flüchtling,
Des Waldes Dorn, und Bett die feuchte Erde."

„Ich suchte nur," erwiedert Artingal,
„In diesem Reiche eine stille Freistatt;
Fern von der Ehrsucht sträflichen Gedanken,
Von Hoffnung fern, die mir nicht ziemlich wäre. —
Dich nennt man weise; doch, nach meinem Urtheil,
Wärst du wol blind und thöricht eh'r zu nennen.
Bald möchte wahrlich dein Entschluß dich reu'n,
Würd' er zur That, die nicht zurückzunehmen!"

„Wer auf dem Haupt trägt eine Königskrone,
Wägt Recht mit Recht, mit Anspruch Anspruch nicht:
Und du, du wollt'st, ich weiß nicht wie bewogen
Der Dinge Lauf vor aller Augen ändern?
Und das für ihn, der solchen Sieg nicht faßt,
Der hassen könnte dich, wie deine Tugend?
Denn herrscht' er auch durch solch ein seltsam Opfer,
Sein König, sein Gebieter blieb'st du dennoch!"

„An Seelenhoheit über mich erhoben,
Erhoben, daß ich nimmer folgen kann,
An Würd' und Kraft mir siegend überlegen,
Wie Adlersflug dem Flattern des Insekts —
Was läss'st du mir? — den leeren Königsnamen!
Zu meiner Schande nur würd' ich regieren,
Ein feindlich Schattenbild; und jeder Dienst
Der Lieb' und Treue wäre dir zum Antheil."

„O glaub' es nicht!" entgegnet Elliodor;
„Der Güte Lohn ist Liebe, und die Tugend,
Die hoher Würde selt'nen Schmuck verschönt,
Wird eines Volkes Stolz, wie reichster Segen.
Das Leben unsres Vaters lehrt es dich;
Und mögen deine Feinde selbst es leugnen,
Daß in den Morgenstrahlen deiner Herrschaft
Sein edler Geist auf dir zu ruhn geschienen."

„Und sey's, daß später über diesen Glanz
Des Unglücks bleicher, trüber Schatten zog:
Sehn wir des Frühlings sonnenhelle Tage
Nicht auch verhüllt von nächtlich dunkelm Schleier?
Das Licht, das gleich des Siegers Schilde strahlte,
Die heitre Luft, der Wiesen milder Schimmer
Verschwindet; stumm wird Freude in den Hainen,
Und auf dem schwarzen Berghaupt wohnt der Schrecken."

„Doch ist die Nacht vorüber, — o wie herrlich,
Wie zwiefach hehr erscheint uns dann die Welt!
So wird erneut dein früh'rer Werth erscheinen,
Von Land zu Land des Volkes Herz erfreuend.
Der Jugend Fehl vergütet Mannesreife;
Zurückgekehrt auf deiner Väter Thron,
Wirst du beweisen, daß dein Recht zu herrschen
Durch Unglück, Sorg' und Leid geheiligt ward."

„Doch überseh' ich nicht, was du schon weißt:
Die Gegner sind nicht schwach, noch ihrer wenig.
Behutsam zögernd gilt's, die Bahn zu wählen,
Daß mein Entschluß nicht Unheil für dich bringe.
Entlaß, die dich begleitet. Ruhig mögen
Sie jener Aend'rung deines Looses warten,
Die dir des Bruders heilig Wort verheißt,
Wenn Treu' und Vorsicht sie dir sichern kann." —

Manch altes Buch berichtet von den Schritten
Des weisen Herrschers, bis, mit seinen Pairs
Im Einverstand, er nun vor allem Volk
Die Krone, die er rühmlich selbst getragen,
Zurück zum Schmuck des Bruderhauptes gab;
Dann mit dem Blick der reinsten Herrscherwürde
Gebietend: „Hier empfanget euern König,
Den ältern Sohn des edeln Gorbonian!"

Einstimm'ger Beifall war des Volkes Antwort;
Und, tief durchdrungen von des Freundes Hoheit,
Ward Artingal, der nun auf's neu' erwählte,
Der Edelste der Büßenden auf Erden,
Sich frei und freier ringend von den Fesseln,
Die eng' umkettet seines Geistes Würde.
Er herrschte lang', und heiße Thränen ehrten,
Als er dahinschied, seine Grabesstätte. —

Gerettet war der Bruder durch den Bruder,
Dem eine Krone (die der Zwietracht Saaten
So oft verderblich ausstreut, bis das Schwerdt,
Das tödtliche, den nächsten Blutsfreund trifft),
Dem, gegen Treu' und Pflicht gewogen, eine Krone
Leicht aufflog in der Schale der Entscheidung:
Und preisend diesen Sieg der reinen Liebe,
Nannt' ihn das Volk den frommen Elliodor *).

*) Nach der Angabe des Verfassers liegt diesem Gedicht eine historische Thatsache zum Grunde, und er nennt Miltons Geschichte von England und Geoffry von Monmouths Chronik als seine Quellen.

Irrthum von zwei Seiten.

Milde Kühle sank mit dem schönsten Maienabend auf die Erde herab, und die scheidende Sonne strahlte freundlich auf den kleinen, ernsten Kreis, welcher in dieser Stunde im Pfarrhause zu N. versammelt war. Es war auch ein Scheiden, welches ihn, den sonst so heitern, heute still und trübe machte; aber nicht, um sich nach kurzer Zeit frisch und fröhlich wiederzusehen, nein, wahrscheinlich auf sehr lange, vielleicht auf immer stand dieser Abschied bevor. Marianne Ostheim, die geliebte Pflegetochter der biedern Aeltern, die immer freundliche, wohlwollende Schwester der Kinder, sollte durch ein zwar im Vergleich mit ihren früheren Aussichten glänzendes, allein dennoch, nach ihrem eigenen Urtheil, nicht glückliches Loos am folgenden Morgen hinweggeführt werden. Ihr Stiefvater, der pensionirte Hauptmann Ellborn, hatte vor etwa zwei Jahren den ganzen bedeutenden Nachlaß seines einzigen, in Süddeutschland verstorbenen Bru-

ders geerbt. Er reis'te hin, die Erbschaft in Empfang zu nehmen, und der mildere Süden sagte seinem, von Kriegsstrapazen angegriffenen Körper so sehr zu, daß er beschloß, seine ihm jetzt sehr entbehrliche Pension aufzugeben, und nicht wieder zurückzukehren. Bald fühlte er sich dort völlig einheimisch, und jetzt, da, seiner Meinung nach, Mariannens Erziehung vollendet seyn mußte, berief er auch sie von ihren Pflegeeltern, denen er sie nach dem frühen Tode seiner Gattinn anvertraute, zu sich in die Fremde. „In die Fremde!" so tönte es trüb' und zuzurückschreckend in des Mädchens Herzen wieder. Selbst das Vaterhaus war ihr ja in zwiefachem Sinne fremd; keine vertraute Seele, keine süße Erinnerung aus den Tagen der Kindheit kam ihr dort entgegen; und sogar das äußere Bild des Mannes, dessen Tochter sie hieß, schwebte nur in finstern, strengen, nicht gewinnenden Zügen vor ihrer Seele. So sah sie mit Unruhe, mit schmerzlicher Beklemmung den Tagen, die da kommen sollten, entgegen.

Umsonst ließ sich's der gute Pfarrer angelegen seyn, ihr freundliche Bilder der Zukunft zu malen, und schilderte unter anderm, um nur die fast ängst-

liche Stille der kleinen Versammlung zu unterbrechen, mit den lebhaftesten Farben die hinreißende Schönheit mancher Gegenden des Landes, welches künftig Mariannens Heimath seyn sollte. Allein sie meinte traurig: solcher Reichthum der Natur könne zwar wol viel verschönern, Vieles geben; nur zu ersetzen vermöge er doch weniger. „Und selbst wer hier das Höchste gekannt hat, setzte sie hinzu, lernt sich doch wieder am Kleineren begnügen, wenn die stille Freude an der Natur ihm einmal recht zum Bedürfniß geworden ist. Allein wer lange mit recht lieben, recht liebenden Menschen lebte, ich fühl' es, der ist verwöhnt für die Zukunft. Was das Herz hier einmal besaß, das will es nicht wieder entbehren; und ach, wie oft wol werd' ich aus jener reich ausgestatteten Gegend mit Sehnsucht zurückblikken in mein armes, dürftig geschmücktes Vaterland!" —

Marianne empfand wahr und innig, was sie jetzt aussprach; doch war es nicht Liebe zu diesen treuen, herzlichen Menschen allein, welche ihr die nahe Trennung mit jedem Augenblicke schwerer und niederdrückender erscheinen ließ. Auch noch eine an-

dere, neuerwachte, nur allem Anschein nach einem minder Würdigen zugewandte Neigung, hatte großen Antheil an ihrem Schmerz.

Es lebte nämlich seit einigen Monden auf dem Schlosse des Barons von W., zu dessen Besitzungen das Dörfchen gehörte, ein junger Künstler, Namens F.; anfangs nur um das Portrait der Baroninn und ihrer Schwester zu malen, dann angezogen durch des Barons Gastfreiheit, durch eine interessante Gemäldesammlung, welche er besaß, und vor Allem wol durch Mariannens Nähe. Sehr bald ward das schöne, aufblühende Mädchen von ihm bemerkt, und er fand die anmuthige, ländliche Erscheinung so interessant, daß er nun sehr angelegentlich im Pfarrhause Bekanntschaft suchte. Man unterhielt sich gern mit dem gesprächigen, vielgereis'ten Fremden; er kam oft, erfuhr bald, daß Marianne unter Anweisung ihres Pflegevaters zeichne, und erbot sich nun scherzend, sie, so lange er auf dem Schlosse sey, im Malen zu unterrichten. Sie ließ sich im gleichen Ton den Vorschlag gefallen, ohne weiter an die Ausführung zu denken. Allein F. nahm es ernstlicher, und schon am folgenden Tage erschien er mit allem Nöthigen

zur Pastellmalerei. Der Unterricht begann; der Lehrer hatte nun Gelegenheit, Mariannen fast täglich zu sehen, und wußte dies sehr gut zu benutzen. Ueberhaupt ward ihm das Talent, sich bei Frauenzimmern beliebt zu machen, in hohem Grade zugesprochen; und er hatte es auch wol wirklich, durch äußere Vorzüge, leichte Unterhaltungsgabe und — wenig Bedenklichkeit, jede Form anzunehmen, welche ihm eben die passendste schien. Uebung hatte ihn hierin schwer zu durchschauen gemacht; allein dennoch entging dem beobachtenden Blick des Pfarrers sein Mangel an Gemüthswahrheit nicht ganz. Diese Beobachtung erweckte Mißtrauen; und wie sehr der alte Mann nun auch von dem Baron und dessen vornehmen Bekannten das Talent und manche Liebenswürdigkeit des Fremden rühmen hörte, wie sehr er selbst ihm Beides zugestehen mußte: das alte Wohlwollen für ihn kam dennoch nicht wieder. Sittlicher Werth schien seinem schlichten Sinn nun einmal unbezweifelt der Edelstein in der Menschenbrust, und alles Uebrige zwar wol oft eine sehr schöne und reiche Fassung, aber doch immer nur die Fassung. Jenen Edelstein mußte er zweifellos deutlich erkennen,

ehe er die schöne Gabe seiner treuen, redlichen Freundschaft spendete; das aber vermochte er bei F. nicht, im Gegentheil, er ward immer unsicherer, ob er überhaupt hier zu finden sey. Seitdem ward die Vorliebe, welche er in Mariannens Herzen für den jungen Mann las, ihm fast ängstlich beunruhigend, und er würde sein öfteres Kommen zu beschränken, und den Unterricht, welchen er gab, abzubrechen gesucht haben, wäre dies Letzte nicht schon von selbst durch Mariannens nahe Entfernung geschehen. Einzig in dieser Rücksicht sah er ihr Scheiden gern; er tröstete sich mit der Hoffnung, daß auf diese Weise wol am sichersten der Eindruck des Augenblicks zu verlöschen, und Alles was er für sie fürchtete, abzuwenden sey. —

Allein diese Hoffnung schien nicht ganz erfüllt werden zu sollen. Ungern schon jetzt von dem lieblichen Mädchen scheidend, beschäftigte sich F. mit mancherlei Vorstellungen, wie er ihr möglicher Weise auf dem Lebenswege von Neuem begegnen könne; und es war ihm ein widriger Gedanke, in dem weichen, sich ihm jetzt so traulich zuneigenden Herzen vielleicht bald wieder als ein Fremder, Gleichgültiger

dazustehn. Auch in der Ferne sollte sie sein Andenken mit Auszeichnung bewahren, und er that sein Möglichstes, sich dies Andenken in ihrem Gemüth zu sichern. —

Marianne hatte ihn um die Besorgung einiger Sachen gebeten, deren sie beim Malen bedurfte. Er versprach sie, doch mit dem Zusatz: wahrscheinlich erst nach H., der ersten bedeutenden Stadt, welche sie erreichte, werde er ihr das Verlangte senden können, und hoffentlich zürne sie nicht, wenn er dann noch eine unbedeutende Zugabe beifüge. Auch am letzten Abend, welchen sie im Pfarrhause zubrachte, wiederholte er ihr das Nämliche. Sie hoffte auf eine kleine Zeichnung von seiner Hand, und freute sich des Versprechens; doch die Folge zeigte, daß sie geirrt hatte. — Es war sein Abschiedsbesuch, bei welchem er dieser Kleinigkeit, wie er sie nannte, noch einmal erwähnte. Kaum eine Stunde vorher, ehe Marianne damals mit so niedergeschlagenem Sinn des Fernseyns von geliebten Menschen gedachte, war er gekommen, ihr Lebewohl zu sagen, und leicht mochte nun wol, ihr selbst unbewußt, der stille Kreis, in welchem sie ihn so oft gesehen hatte, ihn vielleicht

lange noch zu sehen hätte hoffen können, ihr noch trauter und freundlicher erscheinen, als sonst.

Der Morgen kam; die gefürchteten Abschiedsstunden waren nun alle vorüber, und lange schon rollte Marianne mit ihrer Gefährtinn — einer ältlichen Wittwe, welche fast in der nämlichen Gegend, wohin jene reis'te, eine verheirathete Tochter besuchen wollte — durch das frische Hoffnungsgrün der Saaten dahin, ohne sein zu achten, ohne auf der Lerche fröhliches Lied zu horchen, welches ihr ein Wort der Beruhigung und des Trostes sagen zu wollen schien. Sie hatte bisher noch wenig gelitten, wenig entbehrt; jetzt zum erstenmale schien ihr das Leben schwer und trübe; nur mit Aengstlichkeit schaute sie vorwärts, und blickte sie zurück, so begegneten ihr überall Bilder, welche ihre Wehmuth und Sehnsucht erneuten. So wollte, ungeachtet der Bemühungen ihrer Begleiterinn, sie zu erheitern, lange die Helle des Auges, das frische Leben des blühenden Gesichts nicht ganz wiederkehren; doch harrte ihrer am zweiten Abend, als sie H. erreichte, eine Ueberraschung,

welche ihrem schmerzlich erregten Gemüth auf das freundlichste zusprach, und sie noch mehr gefreut haben würde, wäre sie nur gewiß gewesen, sich mit ganz ruhigem Sinn der Freude darüber hingeben zu dürfen.

Sie fand nämlich in H. die von F. besorgten Sachen, nebst einem Briefe und einem Gemälde. Es war sein Bildniß. „Sie bedürfe, schrieb er, eines Gemäldes als Vorbild bei ihrer Arbeit, und er könne nicht glauben, sie vermöge es, ihn durch das Ablehnen dieses Bildes zu betrüben, welches er nur so ihr zu bieten wage. Im Gegentheil, er fühle sich seit ihrer Abreise so verarmt und einsam, daß er hoffe, sie werde ihm auch durch die Erlaubniß, ihr zuweilen zu schreiben, den einzigen Trost geben, welcher bei ihm Eingang finden könne, bis es ihm — und vielleicht bald — vergönnt sey, sie in der neuen Heimath wieder aufzusuchen.“

Aehnlichen Inhalts war auch das Uebrige des Briefes; und wol nicht absichtlos war ihr das Gemälde geschickt, denn daß der alte Pfarrer gegen die Annahme desselben Einwendungen machen würde ließ sich erwarten. Den Brief in der Hand, stand

Marianne jetzt zweifelnd da. Durfte sie das Bild behalten? mußte sie es zurücksenden? Diese Fragen beschäftigten sie angelegentlich und störend. Doch das Letzte sogleich zu thun, diesem wenigstens widersprach eine freundliche, fürbittende Stimme in ihrer Brust sehr entschieden. Sie ließ sich von dem beredten Anwalde gewinnen, und das Bild bekam nun neben ihren liebsten Habseligkeiten seinen Platz. Doch nahm sie sich fest vor, sobald sie in ihrem künftigen Wohnort angekommen sey, ihren Pflegeeltern Alles zu schreiben, und ihrer Entscheidung zu überlassen, was sie thun solle. Bleibe es doch ungewiß, sagte sie sich selbst, ob überhaupt vor ihrer Ankunft in S. das Kästchen mit den Sachen geöffnet worden sey. —

Sich hiedurch wenigstens einigermaßen beruhigend, setzte sie nun heiterer als vorher ihren Weg fort. Die Aussicht, ihn, von dem sie so ungern Abschied genommen, an dem unbekannten Orte, wo sie nun leben sollte, wiederzusehen, hatte für sie etwas so freundlich Tröstendes. Sie konnte sich schon Alles ausmalen, schon Vorsätze fassen, wie sie so unermüdet fleißig seyn, und ihn dann durch die schönsten Fortschritte überraschen wollte. Kurz, Gegenwart

und Zukunft wurden ihr wieder heller; allein noch ehe sie das Ziel ihrer Reise erreichte, ward diese zurückkehrende Heiterkeit von Neuem gestört. Die Umstände, welche dies veranlaßten, waren folgende.

Ihre Begleiterinn kam fast um zwei Tage eher, als sie, an den Ort ihrer Bestimmung. Froh, wieder Ruhe zu finden, welche ihren Jahren schon mehr Bedürfniß geworden war, bat sie freundlich Mariannen, diese Ruhe wenigstens auf kurze Zeit mit ihr zu theilen, und diese nahm die gastfreie Einladung um so lieber an, da sie dann erwarten konnte, durch ihren Stiefvater fernere Begleitung zu erhalten. — Mit einem angenehmen Gefühl trat sie bei den Verwandten ihrer Reisegefährtinn in einen Familienkreis, welcher mit jenem geliebten, den sie vor Kurzem verließ, in mancher Rücksicht Aehnlichkeit hatte. Es war die nämliche Ruhe und Stille einer ländlichen Pfarrwohnung; und auch hier schienen Liebe und Eintracht die Hausgenossen mit den traulichsten Banden zu vereinen. So überließ sie sich denn gern stillen Träumen aus vergangener Zeit, wenn gleich in dem Umstande eine große Verschiedenheit lag, daß

der hiesige Pfarrer gar wohl der Sohn ihres Pflegevaters hätte seyn können. —

Nach einiger Zeit trat ein junger Mann herein, der, wie sie, nur als Gast zu verweilen schien. Sie erfuhr später, daß er in fürstlich **schen Diensten angestellt, und nur zum Besuch bei dem Hausherrn, seinem Universitätsfreunde, sey, welchen er seit lange nicht gesehen. Dieser zog sich bald mit ihm aus dem Kreise der Frauen zurück, und so ward er von Mariannen wenig bemerkt. Am andern Tage indeß ernannte ihn der Pfarrer, weil ihn selbst Geschäfte hinderten, zum Führer der angekommenen Frauenzimmer in der angenehmen Umgebung des kleinen Orts; und Wildau, so hieß der Fremde, übernahm dies doppelt gern, da die Gegend für ihn selbst durch Erinnerungen Reiz hatte. So begleitete er denn auch eines Nachmittags Mariannen und ihre bisherige Reisegefährtinn zu einer nahen, ziemlich bedeutenden Anhöhe, von wo man eine sehr freundliche, und selbst malerische Aussicht hatte. Auf Mariannens Aeußerung darüber zog Wildau eine Papierrolle hervor, mit der Frage: ob sie Lust habe, eine Zeichnung der Gegend zu sehen? Sie sey, sagte

er, von einem damals mit ihm sehr bekannten Künstler entworfen, ihm von diesem geschenkt, und er habe sie jetzt mitgebracht, um zu vergleichen. Marianne warf anfangs nur einen flüchtigen Blick auf das Blatt, ward aber bald sehr angenehm überrascht, als sie in der Zeichnung, und auch durch die Namensunterschrift, F's Werk erkannte. Jetzt beschäftigte sie sich gern mit ihr, oder eigentlich, sie beschäftigte sich wenig mehr mit der Kunst, noch der Natur, sondern einzig in der Erinnerung mit dem Künstler. So horchte sie denn auch, als die Reisegefährtinn nun gleichfalls den bekannten Namen las, und sich zwischen ihr und Wildau ein Gespräch über den Künstler entspann, mit aller Lebhaftigkeit jugendlichen Vorliebe hin, in der zuversichtlichen Hoffnung, etwas Lobendes und Erfreuendes über ihn zu hören. Allein diese Hoffnung ward traurig getäuscht; denn nach einigen gleichgültigeren Aeußerungen Wildau's, mußte sie auch eine sehr bedenkliche von ihm vernehmen. „Ich war, so sprach er zu ihrer Begleiterinn, damals gewiß einer von F's aufrichtigsten Freunden; allein eben dadurch erkaltete er gegen mich. Ich konnte nicht Recht nennen, was Unrecht war.“

Hier schwieg er; doch auf einen fragenden Blick der ältlichen Dame, setzte er hinzu: „Seit seiner Unredlichkeit gegen ein liebenswürdiges Mädchen, seit der ...“ Ein noch härteres Wort schien auf seinen Lippen zu schweben; er unterdrückte es, und sagte bloß: „Ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich nichts unversucht ließ, ihn mir, wie sich selbst zu erhalten. Es geschah nur, um immer mehr zu erkennen, es sey zu spät. Er zog sich endlich beleidigt zurück; und das war im Grunde gleichgültig, denn ich hatte ihn ja doch verloren.“

Es lag etwas Schmerzliches im Ton seiner Stimme bei diesen Worten; allein Marianne bemerkte es nicht. Was sie hörte, that ihrem Herzen so empfindlich weh, daß fast ein bitteres Gefühl gegen den Ertheiler so unwillkommener Kunde sich in demselben regte. Schweigend, den Blick zur Erde gesenkt, stand sie da, noch glücklich, nur in diesen ersten Augenblicken von Niemanden beachtet zu seyn, und suchte vergeblich Fassung wieder zu gewinnen. — Jetzt bemerkte ihre Begleiterinn, es werde zu kühl auf der Höhe, und so ward denn langsam der Rückweg angetreten.

Nur mit Mühe mischte Marianne einige Worte in das auch von Seiten des Fremden nicht sehr belebte Gespräch. Sie fühlte, daß ihr verändertes Wesen einer Entschuldigung bedürfe, und schützte Uebelbefinden durch Erkältung auf der Höhe vor. Doch dies nützte ihr wenig, denn nur um desto öfter richtete sich Wildau's Blick theilnehmend, fast besorgt, doch auch bescheiden forschend, auf sie. So war sie denn sehr froh, als er beim Zurückkommen sogleich durch seinen Freund abgerufen ward. —

War es Wahrheit oder Verläumdung, was sie gehört hatte? Für das Letzte schien hier fast kein Grund denkbar; und das Erste zu glauben, widerstrebte so tief ihrem bestochenen Gefühl. — Sehr hätte sie gewünscht, auch nur etwas Näheres über Wildau's Aeußerung zu erfahren, und es wäre vielleicht möglich gewesen, durch die Hausfrau; allein sie scheute ihre eigene Befangenheit im Gespräch darüber. — Schwankend, trauervoll und fast schlaflos verbrachte sie die Nacht.

Als sie am andern Morgen, nun wirklich ermattet und körperlich unwohl, spät im Wohnzimmer erschien, war Wildau schon abgereis't. Er hatte, so

schien es, ihr Kommen zu erwarten gewünscht, allein da es sich zu lange verzögerte, mußte er doch aufbrechen, ohne sie noch gesehen zu haben. Seinem Freunde hatte er eine Adresse für sie an eine Dame in S. — ihrem künftigen Wohnort — gelassen, hinzufügend, er hoffe, sie werde auf dessen Fürwort dieselbe von ihm annehmen. Das Frauenzimmer, an welches sie gerichtet war, hieß Amalie Hain, und lebte unvermählt, so wie entschieden, es zu bleiben; unter andern Gründen auch deshalb, weil zu manchem früh gekannten Unglück sich jetzt noch für sie der Druck einer oft leidenden Gesundheit gesellte. Wildau's vertrautester Freund war ihr Bruder, und mit diesem wohnte sie, seit dem Verlust ihrer beiden Eltern, in S. Vorher hatte die Familie mit Wildau den nämlichen Aufenthaltsort gehabt, und ihn beinahe täglich gesehen. So kannte er Amalien genau, und es dünkte ihn fast, als sey sie auch seine Schwester. Dem Prediger war sie gleichfalls nicht fremd, und er bat Mariannen sehr, die Adresse ja zu benutzen; worauf diese sie dann, wiewohl ziemlich gleichgültig, zu einigen andern in ihre Schreibtafel legte.

Einige Stunden später kam ihr Stiefvater selbst,

sie abzuholen. Nun war die Zeit vorüber, wo sie bei ihrer gutmüthigen Wirthinn vielleicht über das, was sie so sehr bekümmerte, Licht hätte finden können; denn ihr jetziger Begleiter betrieb seine Abreise höchst eilig. Noch an dem nämlichen Morgen mußte sie, zwar anscheinend ruhig, doch mit dem traurigsten Herzen, ihren Weg fortsetzen. —

Ihren Stiefvater fand sie, vielleicht weil die günstige äußere Lage ihn erheiterte, bei weitem weniger finster und verschlossen, als sie erwartet hatte. Er befragte sie während der Reise über Manches, ihre Fortschritte betreffend, und freute sich sehr, zu erfahren, daß sie male. Gleich nach der Ankunft in seiner Wohnung mußte sie ihm einige ihrer Versuche in diesem Fach zeigen; sie gefielen ihm, und er empfahl ihr, sich ja allein fortzuüben, bis er Gelegenheit finde, ihr von Neuem Unterricht zu verschaffen. So hatte sie denn nun einen Vorwand, sich, gegen ihren früheren Vorsatz, wieder mit dem Bilde dessen zu beschäftigen, der ihr jetzt doch wenigstens zweideutig scheinen mußte. Bisher hatte sie dasselbe tief unten in ihren Reisekoffer gelegt, gelobend, es dort zu bewahren bis zur Entscheidung, als sey es gar nicht in

ihren Händen. Allein war ihr Herz gleich nicht stark genug, dies zu halten: recht froh konnte sie des Bildes doch jetzt auch nicht mehr werden; dazu war ihr alles Gute zu lieb, und alles Unrecht zu feindlich widerstrebend. Schmerzlich sehnte sie sich nach Lösung des drückenden Zweifels in ihrer Brust, und so gern hätte sie auch, ehe sie ihren Pflegeeltern schrieb, erst selbst einige Klarheit gehabt, ob sie noch wagen dürfe, hier zu entschuldigen; doch über den Weg, diese Klarheit zu finden, sann sie bis jetzt vergeblich. Da fiel ihr, wie man gewöhnlich sagt, durch Zufall, Wildau's Addreßbrief in die Hände. Sie fühlte jetzt doppelt das Bedürfniß, sich einem weiblichen Wesen anzuschließen; und einige Frauenzimmer, welche sie bei ihrem Stiefvater hatte kennen lernen, ließen sie sehr kalt. So begann ihr jetzt jene Empfehlung wichtiger zu scheinen, als im Anfange, und sie schickte noch in der nämlichen Stunde Amalien den Brief, mit der Frage: wann sie kommen dürfe, sie zu besuchen? — Allein die in diesem Augenblick lebhaft gewünschte Antwort auf ihre Frage blieb aus. Der Bediente hatte Amalien nicht zu Hause getroffen, und den Brief bloß abgeben können.

„Nun denn, so will ich malen!“ rief Marianne, beinahe mißmüthig über diese Botschaft. „Es wird mir dabei seyn, als wäre ich wieder in meinem ländlich stillen Stübchen, wo ich mich nie, nie so verlassen fühlte, als hier in der großen, geräuschvollen Stadt!“ — Schnell stellte sie das Bild neben dem Tische auf, holte geschäftig Pergament, Farben, Alles was sie brauchte, herbei, und ließ im Hin- und Hergehen die Thür offen. Dann begann die Arbeit, und ihr ward beim wiederholten Anschauen des Bildes zwar wehmüthig bekümmert, aber doch milder und ruhiger zu Muth, als vorher. So mochte sie denn wol schon zwei Stunden ununterbrochen gemalt haben, als sie plötzlich auf eine seltsame Weise gestört ward: durch einen leisen, doch schmerzlichen Schrei dicht hinter ihr.

Erstaunt sah sie sich um, und erblickte eine schlanke weibliche Gestalt, welche sich bleich und zitternd, die Augen fest auf das Bild geheftet, gegen einen Sessel am Eingang des Zimmers lehnte. Beide sich hier so seltsam Begegnende blieben einige Augenblicke sprachlos; eine ängstliche Ahnung, daß die Fremde Amalie sey, und daß auch eben gegen sie

F. mit so strenger Rüge des Unrechts beschuldigt werde, zuckte durch Mariannens Brust, und raubte ihr alle Fassung. Die Fremde sammelte sich zuerst, und ihre Worte bestätigten, wenigstens zum Theil, Mariannens Vermuthung. „Ich bin Amalie Hain," sagte sie mit sanfter Stimme. „Man wies mich herauf. Verzeihen Sie ..."

Dieser in's ruhig gewöhnliche Leben zurückführende Ton schien Mariannen aus ihrer Befangenheit zu wecken. Sie stammelte einige Worte des Danks für Amaliens Kommen, und suchte dann, neben ihr auf dem Sopha sitzend, ein Gespräch anzuknüpfen. Allein damit gelang es nicht sonderlich, zum Theil durch ihre, doch fast mehr noch durch Amaliens Schuld. Diese war sichtlich zerstreut, und unwillkührlich wandten sich ihre Blicke immer von Neuem auf das Bild. Endlich ward ihr selbst der Druck dieser gezwungenen, kalthöflichen Unterhaltung zu schwer. „Liebes Mädchen!" sagte sie, mit Wohlwollen Mariannens Hand fassend, „der Zufall will, wie mich dünkt, uns Beide schnell zur Vertrautheit führen. Halten Sie mir ein etwas auffallendes Betragen in diesen Augenblicken zu gute, und — nennen

Sie es nicht Neugier, wenn ich jetzt mit Offenheit frage: durch wen, auf welche Weise kam dies Bild in Ihre Hände?"

Marianne zögerte einen Augenblick; dann antwortete sie, doch ein wenig verlegen: „Durch meinen Lehrer, den Maler F. Ich male gern, und er glaubte, ein gutes Gemälde würde mir nützlich seyn bei meinen Uebungen." — „Und er wählte gerade sein eigenes Bild?" erwiederte Amalie, indem ihr fragender Blick sich sanft, doch fest, auf Mariannens bewegte Züge richtete. Doch als diese nun verwirrt und erröthend kein erwiederndes Wort fand, fügte sie sogleich hinzu: „Verzeihen Sie mir! es war nicht meine Absicht, Sie in Verlegenheit zu setzen. Ich fühle auch, daß mich nichts berechtigt, in ein Geheimniß einzudringen, das nur, fürchte ich, kein erfreuliches ist. Doch einen Rath bin ich Ihnen schuldig, — denn ich halte es für Pflicht, Sie vor der Klippe zu warnen, an der einst mein eigenes Lebensglück scheiterte, — vertrauen Sie dem Original dieses Bildes nicht zu viel!"

Sie sprach diese Worte so redlich warnend, in ihrem ganzen Wesen lag so viel Sanftheit und Güte,

daß Marianne schnell Zutrauen zu ihr faßte. „O,“ rief sie bittend, „wenn Sie mir rathen, wenn Sie mir helfen wollen, so seyn Sie ganz offen gegen mich! Sagen Sie mir unverhehlt, was ich glauben, was ich fürchten muß! Zweifel beunruhigen ohnehin schon meine Brust so sehr! Gewiß! ich bin unfähig, Ihr Vertrauen zu mißbrauchen.“

„Ich habe nichts zu verhehlen,“ erwiederte Amalie, „nur ist die Erklärung, welche Sie wünschen, für mich selbst sehr schmerzlich. In einer sehr entscheidenden Zeit meines Lebens — es mögen etwa drei Jahre seitdem vergangen seyn — schrieb ich manches von dem, was ich erfuhr, was ich fühlte, in ein kleines Erinnerungsbuch, wie ich dies überhaupt seit lange zu thun gewohnt war. Darf ich Ihnen von jenen Blättern einige senden? Aus ihnen werden Sie Alles erfahren, was Ihnen zu wissen vielleicht nützlich seyn kann, und mir bleibt der Schmerz erspart, es selbst zu erzählen.“

Marianne konnte nicht anders, als dies annehmen, wenn sie gleich sehnlich augenblickliche Aufklärung gewünscht hätte. Amalie verließ sie nun sogleich, und wohl fühlend, wie drückend jede Minute

des Harrens hier sey, sandte sie ihr ungesäumt beim Nachhausekommen die folgenden Blätter.

1.

den 3ten Mai.

So bin ich denn nun verlobt! ganz nach meiner eigenen Wahl, nach dem innigsten Wunsch meines Herzens verlobt, und — doch nicht ganz glücklich. Ach, es fehlt doch viel, wenn der Eltern voller, freudiger Segen bei solch einem Schritt' uns fehlt! Des Vaters Ja hab' ich mit Thränen erbitten müssen, und auch die Mutter zögerte einzuwilligen. Wären sie denn auch dies eine, eine Mal wol ganz vorurtheilsfrei? — Die Mutter meint, F. erwecke kein Vertrauen; es sey nicht Wahrheit, nicht Unverstelltheit genug in seinem Wesen. O, wie kann man doch in dieser feinen Schonung, die ihm so eigen ist, in dieser heitern Gewandtheit, die nie verletzt, und auch so ungern verletzen möchte, etwas Ungünstiges sehen! — Mein Vater hätte wol am liebsten einem reichen, unternehmenden Kaufmann, wie er selbst ist, meine Hand gegeben. Das Loos eines Künstlers, sagt er, sey zu unsicher.

Lieber Himmel! welches Loos ist denn wol unsicherer, als das eines Kaufmanns!

2.

den 13ten Mai.

Ach, ich hatte wohl Recht, als mir der Stand des Kaufmanns von allen der trüglichste schien! Durch unser eigenes Schicksal müssen wir jetzt erfahren, daß ich wahr sprach. Vor 24 Stunden noch wohlhabend, selbst reich, vor so vielen andern! — jetzt verarmt bis zur tiefsten Dürftigkeit! und das Alles durch einen einzigen Brief! — Es ist freilich hart, aber doch — wenn es nur meine Eltern nicht betrübte, ich würde mich leicht, sehr leicht darin finden. Bleibt mir ja F's Liebe! Sie wird mich stärken, mir Muth und Freudigkeit geben; ich werde mit ihm gern entbehren, gern ertragen. — Bald ist die Zeit da, wo er kommen, wo er auch an diesem trüben Tage mir noch heitere Augenblicke schenken wird. O, könnt' er auch Trost bringen für meinen Vater!

2 Stunden später.

F. ist nicht gekommen! Ach! es war wol zu selbstsüchtig, daß ich noch auf Erheiterung hoffte, da meine Eltern so tief bekümmert sind. — Es ist heute der erste Abend, an dem F. ausbleibt, seit wir verlobt wurden. Wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist! — O Gott! ich will ja ruhig Alles verlieren, Alles entbehren! nur ihn, ihn allein möge deine Macht mir erhalten!

3.

den 14ten Mai.

Das Herz ist mir so schwer, die Brust so beklemmt! es ist, als läge eine Welt auf ihr, den Athem zu hemmen. — F. ist gestern Abend hier gewesen; mein Vater — mein guter, bei allem Kummer doch noch um mich besorgter Vater — zögerte nur, es mir zu sagen, weil er es scheute, mich noch mehr zu betrüben. F. hat die Nachricht von unserm Unglück nicht gut aufgenommen. Er hat mich nicht sehen, nicht trösten wollen, weil — seine

eigene Seele dem Schmerz erliege. — Ach! welche Stütze ist denn das, die da schon erliegt, wo ein schwaches Mädchen noch Kraft fühlt, zu tragen? Und wie wenig leidet er gegen uns! Wie oft hat er mir gesagt, meine Hand würde ihn noch glücklicher machen, wenn ich weniger reich wäre, wenn ich ihm nichts zu geben hätte, als mein Herz, meine Liebe. — Auch jetzt kann ich noch nicht glauben, daß unser Verlust es ist, was ihn so verstimmt. Aber — o daß er bald, daß er jetzt käme, mir ein beruhigendes Wort zu sagen, um meinet=, um sein selbst willen.

4.

den 22sten Mai.

Schon acht Tage sind es nun, daß F. nicht gekommen ist. Er sey verreis't, sagt man. Und eben jetzt? und ohne ein Wort des Abschieds? — Niemand weiß, wann er zurückkommt. O, dies Harren, dies sehnsüchtige Ausblicken! und dann immer wieder von Neuem die trübe, traurige Täuschung! — Wär' es denn wirklich nur mein Reich=

thum gewesen, den er liebte? — Es ist wahr, er hat schlau und berechnet mein Herz immer fester gewonnen; er war's, der mich überredete, die Einwilligung meines Vaters für die einzige Tochter zu erschmeicheln. Mein tief gekränktes Gefühl sagt mir das jetzt. — Ward ich verblendet? wollte ich es seyn? — Vielleicht Beides! —

O, daß ich ihm Unrecht thäte in dieser schweren, bittern Stunde! Daß er nur noch einmal mit treuem Wort der Liebe in mein Zimmer träte, um mich besorgt, mich tröstend und beruhigend! Ich wollte mein Leben geben für einen solchen Augenblick!

5.

den 24sten Mai.

Hier ist ein Brief von ihm. Ich will ihn unter diese Blätter legen, daß ich ihn täglich sehe, daß seine schneidende Kälte mit jedem Augenblick mein Herz tiefer und tödtlicher verwunde. — „Liebe sey eine heitre, freundliche Tändelei, die weichen müsse, im Widerstreit mit den ernsten Forderungen

des Lebens. — Dem Farbenglanz der Blume gleiche die Schönheit, und dem nützlichen, brauchbaren Kraut — der Reichthum. In Sorge und Leid welke der liebliche Farbenglanz zu schnell; und darum — um meinetwillen trage er Bedenken, mich mit hinabzuziehen in den Druck der Armuth. Bei meinen Vorzügen würden Andere, Reichere, mir mit Freuden Ersatz bieten für das, was ich verloren." — O, das ist keine Sprache, die mich täuschen kann! das ist keine, die auch nur täuschen soll. Es ist wol Alles, Alles vorüber! Der schöne heitre Traum ist zerstört, und ich wache nun ängstlich allein in der dunkeln, einsamen Nacht!

6.

den 26sten Mai.

Warum zögerte mein allzuschwaches Herz noch immer! Warum sandte ich ihm nicht noch gestern seinen Ring zurück! Dann brauchte ich mir doch heute nicht zu sagen, der meine sey von einem Unwürdigen verschmäht. — Und doch hat er mich geliebt auf seine Weise; das sagt selbst Wildau, unser

treuer, redlicher Freund. Er kennt nur diese flüchtige, vom leichten Windeshauch verwehte Liebe. Sie erkaltet, wenn man ihrer am meisten bedürfte. Sie ist eine Strohflamme, die verlischt, in dem Augenblick, da man hoffte, sich an ihr zu wärmen. —

Und ach! hätte ich es mir nicht vorhersagen können? Hatte ich ihn nicht oft genug von Blume zu Blume flattern, nirgends dauernd weilen sehen? — Es schmeichelte mir, daß ich allein ihn festhielt, und ich fragte nicht, wodurch?

---

den 11ten Juni.

Ist es denn möglich, so Unrecht auf Unrecht zu häufen? Versucht er es wirklich, mich herabzusetzen, damit er weniger schuldig erscheine? — Sey's, wie es sey! von unserer Seite geschieht kein Schritt dagegen. Wer hier glaubt, dessen Urtheil ist gleichgültig. Aber — o Gott, ich bin furchtbar reich geworden an Erfahrung in dieser kurzen Zeit! — —

Hier endeten die Blätter. Mit dem unruhigsten Antheil hatte Marianne sie gelesen. „So ist es dennoch wahr!“ rief sie jetzt mit einem tiefen Seufzer. „So war dennoch Wildau's Urtheil nicht zu hart; und die Entscheidung, die ich so sehnlich wünschte, ist die niederschlagendste, die mir werden konnte. — Ach, Amalie scheint so liebenswürdig! ist wahrscheinlich so viel, viel mehr als ich! Wer könnte, wer möchte da noch vertrauen, wo ihr Vertrauen getäuscht ward? — Schon zu lange zögerte ich, meinen Pflegeeltern Alles zu schreiben; und ach! that ich's auch wol mit dem heimlichen Wunsch, die Ausführung dessen, was sie mir vielleicht rathen könnten, noch zu verzögern? — Ich selbst weiß es nicht deutlich; doch das weiß ich: nun soll auch Alles vorüber seyn; nun will ich noch in dieser Stunde von jenem Bilde scheiden, und — auch von ihm, durch den ich es erhielt.“

Langsam holte sie das Bild herbei, dann auch das Kästchen, in welchem es die Herreise gemacht hatte, und wollte nun eben, doch mit etwas zitternder Hand, beim Einpacken beginnen, als Amalie, von aufrichtigem Antheil zurückgeführt, schon wieder

in ihr Zimmer trat. „Es that mir weh," sagte sie, „mit einem vielleicht bitteren, schmerzlichen Gefühl Sie so ganz sich selbst überlassen zu wissen; und kann Ihnen gleich in diesen Augenblicken meine Theilnahme wenig seyn so sollen Sie doch auch dies Wenige nicht entbehren, weil ich suchte, mir eine unangenehme Empfindung zu ersparen."

Gerührt reichte ihr Marianne die Hand, und vergalt nun Güte und Herzlichkeit mit vollem Vertrauen. — Amalie mißbilligte die augenblickliche Zurücksendung des Bildes nicht, wohl fühlend, daß die Spannung der gegenwärtigen Stunde vielleicht die Ausführung des als recht Erkannten erleichtere. So schrieb nun Marianne: „ihr Briefwechsel mit einem ihm völlig Unbekannten werde von ihrem Vater ungern gesehen: um sich also nicht Mißdeutungen auszusetzen, müsse sie denselben verbitten, so wie sie aus gleichem Grunde das Gemälde zurücksende;" und ihr Brief ward, nebst dem Kästchen, noch am nämlichen Tage abgeschickt. Erst als dies geschehen, und auch ihren Pflegeeltern nun Alles mitgetheilt war, fühlte sie sich ruhiger.

Mit Verwunderung ward das zurückgesendete

Geschenk von F. empfangen, mit bitterem Lächeln ihr Brief gelesen. „Sie haben Recht, schönes Kind!“ sprach er dann, langsam das Bild von seiner Hülle befreiend; „ein entfernter Liebhaber ist langweilig. Auch ich fing schon an zu fühlen, daß ein Roman in der Ferne nichts taugt. Besser, wir machen ihm ein Ende! Dies Bild — er hing es bei diesen Worten mit wohlgefälligem Blick über seinem Pult auf — dies Bild wird schon einen Platz finden, wo es dauernder gern gesehen ist, als bei Ihnen.“ —

Diesen Platz fand es denn auch wirklich bald; weit eher, als es ganz aus Mariannens Erinnerung verdrängt war. Es kam noch mancher Augenblick, wo sie gern gezweifelt, gern entschuldigt hätte; wo sie fast grübelnd strebte, F's Betragen eine minder nachtheilige Seite abzugewinnen. Doch jetzt las sie seinen letzten Brief an Amalien; und diese kalten, verwundend höflichen Worte, von der nämlichen Hand geschrieben, welche ihr nur Versicherungen ewigen Andenkens gesandt hatte, machten den tiefsten Eindruck auf sie. Der letzte, täuschende Schimmer entwich; Vergessen, Verlöschen des Vergangenen aus ihrem Gemüth, war Alles, wonach sie jetzt

strebte. Der glücklich leichte Sinn der ersten Jugend, die mancherlei ihr bisher fremden Zerstreuungen einer großen Stadt, und Stolz, der sich keine Schwäche vorzuwerfen haben wollte, unterstützten sie dabei; so ward allmählich der verletzende Stachel aus dem fast noch kindlichen Herzen getilgt, und es fand seine ganze frühere Heiterkeit wieder. Lieblicher als je blühte nun die schöne verpflanzte Rose empor, und manches Auge erfreute sich, hier bescheidener, dort dreister, an ihrem Reiz. Bald ward Marianne Ostheim als eine der Anmuthigsten unter ihren jetzigen Mitbürgerinnen genannt; und wahr ist's, Lob und Schmeichelei wirkten mit ein, ihr den Aufenthalt in S. angenehm zu machen. Ganz schwindelnd ward ihr indessen doch nie durch diesen reichlich gespendeten Weihrauch; niemals vermochte er, in ihrer Seele das milde Licht eines edleren, für das Bessere empfänglichen Sinnes zu ersticken. Dies dankte sie vor Allem dem Umgang der vielgeprüften, um sechs Jahr älteren Amalie; und doppelt glücklich war es, daß dieser stille Einfluß sie beschirmte, da ihr Stiefvater, erfreut durch die seiner Tochter dargebrachten Huldigungen, auch nicht das Mindeste that, dem Nach-

theil derselben zu wehren. — Jener anscheinend unbedeutende, wenn gleich von Wildau in sehr wohlwollender Absicht gegebene Empfehlungsbrief ward ihr weit nützlicher, als sie sich's damals träumen ließ; nützlicher selbst, als sie es noch jetzt in voller Klarheit erkannte. —

Unter mancherlei Abwechselungen entflohen ihre Tage schnell. Oft dachte sie noch mit treuem Herzen der verlassenen Heimath, oft mit inniger Liebe der entfernten Freunde; doch fühlte sie sich auch heiter und zufrieden in ihrer jetzigen Lage. Amalie blieb ihr noch immer von allen Frauen, welche sie kennen lernte, die liebste; und diese Liebe fand die herzlichste Erwiederung. Dem ersten schnellgeweckten Zutrauen getreu, theilten die beiden Freundinnen einander jede Freude, wie jedes Leid, unverhehlt mit; nur hatte Amalie, zu Mariannens aufrichtiger Bekümmerniß, bei weitem am seltensten die erste zu vertrauen. Doch eines Tages trat auch sie mit minder ernster Miene, als gewöhnlich, in das Zimmer der jüngern Freundinn. Auf der durch langen Schmerz gebleichten Wange lag wieder ein leiser Hauch der früheren Jugendblüthe, und die feinen regelmäßigen Gesichtszüge

schienen, wie das ausdrucksvolle Auge, durch eine sanfte Heiterkeit belebt. Auch beantwortete sie Mariannens freundlich theilnehmende Bemerkung darüber bestätigend. „Es ist wahr,“ sagte sie, „ich bin heute wirklich heiterer, als seit lange. Schon zum zweitenmal schenkt mir jetzt das Schicksal, in einer Zeit, wo ich sie nicht ahnen, nicht vermuthen konnte, eine tröstende Freude. Die Erste war Ihre Liebe, die Hoffnung, Ihnen nützen zu können; und nun führt es noch einen trefflichen Freund meines Bruders hieher, den auch ich schon lange kannte, und dessen Umgang uns Beiden sehr lieb ist. Es ist der nämliche Wildau, welchen Sie schon auf Ihrer Reise hieher kennen lernten. Verwickelte Geschäftssachen sind der Anlaß seines Kommens, und er wird, wie mein Bruder glaubt, vielleicht sehr lange hier verweilen.“

Theilnehmend hörte Marianne diese Nachricht um ihrer Freundinn willen; allein auch nur deshalb. Ja, sie hätte sie vielleicht sonst im ersten Augenblick sogar ungern vernommen, denn Wildau's Name weckte manche unerfreuliche, seither in Schatten gestellte Erinnerung in ihrer Brust. Sie hatte nicht

den mindesten Wunsch, ihn wiederzusehen; im Gegentheil, es regte sich ihr im innersten Herzen sogar eine leise, heimliche Scheu davor. — Er aber gedachte mit einem ganz anderen Gefühl der Aussicht, ihr — und so bald schon — von Neuem auf dem Lebenswege zu begegnen. Ihr Bild hatte ihn freundlich begleitet; ein tiefer, lebhafter Eindruck ihrer Liebenswürdigkeit war ihm geblieben. Er harrte mit Sehnsucht der Zeit seiner Ankunft in S., und als er nun die zarte, liebliche Gestalt, das sanfte, blau und heiter wie der Himmel strahlende Auge wieder erblickte; als er auf's Neue den ganzen Zauber unverkünstelter weiblicher Anmuth in ihrer Nähe empfand: da war es bald völlig um die lange bewahrte Freiheit seines Herzens geschehen. Er fühlte, daß ihre Hand ihm ein schönes, rein erkanntes, bisher vergebens gesuchtes Glück verheiße. Auch war seine bürgerliche Lage so, daß er wol von ihrem Vater eine freundliche Aufnahme seiner Wünsche hoffen durfte; ob aber auch von ihr selbst, darüber machte ihn ein dunkles, vielleicht vorahnendes Gefühl in manchen Augenblicken unruhig besorgt.

Er mochte fast schon die Doppelzahl von Ma=

riannens Jahren verlebt haben, und war, wenn gleich von der Natur nicht vernachlässigt, doch auch nicht mit glänzend in's Auge fallenden Vorzügen ausgestattet. Ein ernster, denkender Ausdruck des Gesichts, welcher nur selten einer dann sehr angenehmen Freundlichkeit wich, und ein einfach edler Anstand — dies war das Bezeichnendste in seiner äußern Erscheinung, und zugleich der treue Spiegel seines Innern. Zu seinem Ernst gesellte sich indessen einige Verschlossenheit. Es ward ihm schwer, anders als in lebhafter, ihn warm ansprechender Unterredung sich zu nähern. Witz, gewandte Unterhaltungsgabe stand ihm wenig zu Gebot; und selbst wenn je zuweilen ein leichter Scherz seiner Lippe entfloh, schimmerte doch der eigenthümliche Ernst seines Wesens durch, wie im klaren Bach der dunkle Kiesel des Grundes.

Das war ungefähr das Bild des Mannes, welcher sich jetzt, nach einer kurzen erneuerten Bekanntschaft, um Mariannens Hand bewarb. Ihrem Vater mißfiel zwar sein Vorschlag nicht, doch glaubte er auch wol die Tochter zu glänzenderen Ansprüchen berechtigt. So überließ er denn diesmal, ganz ohne Einrede, einzig ihr selbst die Entscheidung; eine Frei-

heit, an welche sich für sie, die nicht gewohnt war, allein zu stehen, fast ein Gefühl von Verlassenheit knüpfte. Ein herrischer Rath wäre quälend gewesen; gar keiner dünkte sie betrübend. Amalien machte sie nicht gar gern zu ihrer Vertrauten, da sie ihre Vorliebe für Wildau kannte; doch nach einigem Zögern glaubte sie es ihr schuldig zu seyn, und so ward ihr denn die Sache mitgetheilt.

Schon diese verzögerte Berathung aus dem angegebenen Grunde bezeichnet wol Mariannens Gemüthsstimmung. Auch verhehlte sie diese auf Amaliens Anfrage nicht. „Es liegt," sagte sie, „in Wildau's Wesen etwas, das mir nicht angenehm scheint. Fühlte ich mich doch einst durch ein ganz anderes angezogen; und — gestehen Sie es — durch ein viel gewinnenderes. Der Kern, meine ich, kann gut seyn, und die Schale darum doch erfreulicher."

„„Und — antwortete Amalie sanft — man kann durch Erfahrung recht schmerzlich gewarnt seyn, und die alte Schwäche bleibt darum doch noch gefährlich. Ist es denn wahr? bedarf es denn wirklich durchaus des Schimmers, um meiner lieben, sonst so verständigen Marianne zu gefallen?""

„Verständig?" antwortete sie. „Ach, das Lob verdiene ich wol eigentlich nicht. Eben jetzt komme ich mir selbst fast kindisch vor; aber doch kann ich Ihnen nichts verhehlen. Sie erfuhren Alles, was mir in meinen letzten Lebensjahren begegnete: nun, seit jenem ersten Mal, wo ich Wildau sah, wo ich Worte, die mich so schmerzlich trafen, aus seinem Munde hören mußte, ist mir ein düsterer Eindruck von ihm geblieben. Ich fühle, daß es nicht seyn sollte; allein kann ich für die Macht dieses ersten Eindrucks? Ich zürne dem strengen, und freilich, wie ich jetzt weiß, nur gerechten Tadler nicht; aber es ist etwas zwischen uns, das mich von ihm entfernt."

„„Sind Sie auch nicht undankbar?"" fragte Amalie. „„Je früher jene gefährliche Täuschung zerstört ward, desto glücklicher war es ja für Sie. Und überdies — Sie schmähen den Diamant, weil er Sie die Falschheit des unächten Steines erkennen lehrte.""

„Doch nicht durch Vergleichung," antwortete Marianne trocken; „denn ihn selbst zu erkennen hatt' ich ja noch gar nicht Zeit. Und — setzte

sie mit einem leichten Anflug von Bitterkeit hinzu — wer versteht sich denn untrüglich auf ächte Steine? Wer bürgt mir dafür, daß ich nicht auch hier getäuscht würde?"

„„Nun, die Bürgschaft wagte ich,““ antwortete Amalie lächelnd; „„und auch Sie zweifeln nur in einem Augenblick verstimmter Uebereilung an Wildau. Ich kenne ihn ja seit lange; und der Freund Ihrer Freunde hat auch Anspruch auf Ihr Vertrauen. Doch aber maße ich mir wahrlich nicht an, Ihren Entschluß lenken, meine Meinung hier unbedingt gelten machen zu wollen. Nur das Einzige wünschte ich, daß Sie Wildau erst näher kennen lernten; denn das verdient er gewiß.““ —

Marianne bereute fast, die Freundinn zu Rathe gezogen zu haben. Wie durch Widerspruch gereizt, ertönte die verneinende Antwort immer lauter in ihrem Herzen, und keiner weiteren Erwägung schien es ihr hier zu bedürfen. So erwiederte sie denn ausweichend und beinahe verstimmt auf Amaliens letzte Aeußerung: „Es sey ja auch von augenblicklicher Entscheidung gar nicht die Rede, und es bleibe im=

mer noch Zeit, das Gespräch über diesen Punkt ein anderes Mal zu erneuern."

Allein ehe sie sich wiedersahen, ja ehe der zweite Tag vergangen war, hatte Marianne schon das entscheidende Nein gesprochen. „Sie waren Parthei," sagte sie schmeichelnd auf Amaliens leisen Vorwurf; „Ihr Rath, so werth ich ihn sonst halte, konnte mir hier nicht nützen. Der Vater ist mit meinem Entschluß zufrieden, und, nicht wahr, meine Amalie ist es auch; und wenn sie mich heiter und glücklich sieht, fordert sie nicht, daß ich es nach ihrer Ansicht sey?"

Diese Forderung machte nun auch Amalie nicht im Geringsten; lange aber konnte sie dennoch den Gedanken nicht unterdrücken, Marianne habe zu voreilig gehandelt, und den Schmerz, einen Lebensplan Wildau's scheitern zu sehen, von welchem sie sich so viel Gutes versprochen hatte. Ja, Marianne würde wahrscheinlich eher als sie die ganze Sache vergessen haben, wenn die mehrmals mit Nachdruck wiederholte Aeußerung ihres Stiefvaters: sie möge nicht erwarten, ihn bei jedem Vorschlag ähnlicher Art so nachsichtig zu finden, als diesmal, nicht auch sie in manchen Augenblicken beunruhigt hätte. Sie fühlte,

daß er leicht in einem Loose Lebensglück für sie sehen könne, in welchem sie selbst es nimmermehr zu finden vermöchte; und daß, wenn ihr nicht Freiheit bleiben solle, ganz allein der entscheidenden Stimme ihres Herzens zu folgen, auch Wildau's Antrag vor vielen andern einer ruhigen, besonnenen Ueberlegung werth gewesen wäre. — Doch nach einiger Zeit kamen Umstände, welche sie dies noch weit klarer und bestimmter erkennen lehrten.

Eines Abends war sie noch spät zu Amalien gegangen, um, wie oft geschah, ein trauliches Stündchen mit ihr zu verplaudern. Sie fand die Freundinn ungewöhnlich still, ja sogar, gegen ihre Weise, fast ein wenig verstimmt. „Wenn Sie Verstimmung an mir bemerkten,“ entgegnete Amalie auf ihre Frage nach der Ursache, „so hatte ich Unrecht. Doch wahr ist's, einer kleinen innern Unzufriedenheit vermocht' ich nicht zu wehren; und, ich muß es nur offen gestehen, über Sie selbst. Die Ursache war Wildau, und Ihr wahrlich nicht gerechtes Urtheil über ihn. Eine Kleinigkeit, eben ehe Sie eintraten, brachte mich darauf. Da Wildau auf einige Tage durch Geschäfte entfernt worden war, hatte

mein Bruder indeß eingegangene Briefe für ihn in Empfang genommen. Jetzt, etwa vor einer halben Stunde — kam er, sie von mir abzufordern, da ich eben allein zu Hause war; und nun hätten Sie sehen sollen, wie bei dem Anblick des einen der Briefe eine so milde Heiterkeit aus seinem jetzt sonst etwas düsteren Auge leuchtete. „Er ist von meiner Mutter!“ sagte er mit freundlicher Offenheit; und sehr bald ward nun das Gespräch abgebrochen, damit er Zeit habe, ihn ungestört zu lesen. — Es war ein kleiner Zug, allein diese kleinen Züge sagen ja oft sehr viel; und so konnte auch ich den Gedanken nicht unterdrücken: wer die Mutter so treu und innig liebe...

„Sie sind sinnreich, Ihren Freund überall von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen!“ unterbrach sie hier Marianne mit Ungeduld. „Ich aber,“ setzte sie dann launig hinzu, „will doch zur Ehre dieser guten Stadt hoffen, es gebe unter ihren Mitbürgern noch manche Söhne, die sich von diesem Fremden nicht übertreffen lassen. Und wie, wenn nun Wildau's Mutter vielleicht eine sehr treffliche, würdige, vor Vielen ausgezeichnete Frau ist, wär' es denn da etwas so Besonderes, sie herzlich zu lieben? Von

dem Allen sagen Sie mir nichts. Wer sind denn seine Eltern? Wo leben sie?"

„An einem kleinen Ort in Norddeutschland," erwiederte Amalie. „Doch ist der Name des Vaters nicht Wildau; nur der Sohn führt ihn, auf den Wunsch eines bejahrten, kinderlosen Verwandten in hiesiger Gegend. Der Vater heißt .... warten Sie! hier ist ein Brief an ihn."

Dem ungetreuen Gedächtniß nachzuhelfen, nahm sie schnell einen Brief vom Schreibepult, welchen sie für Wildau zu besorgen versprochen, las die Addresse, und — nannte Namen und Wohnort von Mariannens Pflegevater.

„Ist's möglich!" rief diese mit lebhaftem Erstaunen. „Wildau wäre .... O, ich bitte, geben Sie mir den Brief!" Sie las noch einmal; genau derselbe Name, wie derselbe Ort; zum Ueberfluß auch noch die nächstgelegene Stadt angegeben. „Herrmann also!" sagte sie jetzt ernst und betroffen, indem sie langsam die Hand mit dem Briefe sinken ließ. „Ich hatte mir ihn doch anders gedacht." —

Es war ein seltsames Spiel des Zufalls, welches sie hier überraschte. Wildau war der einzige,

geliebte Sohn ihrer Pflegeeltern; doch schon seit lange aus dem väterlichen Hause entfernt, und von ihr dort nie gesehen. Kleine Umstände waren Ursach, daß sie auch in S. bisher nicht erfuhr, wer er sey. Er hatte nämlich die Reise dorthin seinen Eltern verschwiegen, weil der Vater gleich beim ersten Erwähnen des Auftrags, welcher sie veranlaßte, unruhig ward, mit der Bedenklichkeit des Alters in demselben nur eine Quelle von Verdrießlichkeiten und unangenehmen Verwickelungen für den Sohn sehend. Um nun dem alten Manne Sorge zu ersparen, die ihm unnöthig dünkte, rückte dieser die ohnehin verzögerte Sache noch etwas weiter in's Ferne und Ungewisse hinaus, und wollte ihrer nicht eher wieder erwähnen, bis Alles beendigt sey, was er bald zu erreichen hoffte. Als nun nachher sein Aufenthalt in S. — doch ohne alle Unannehmlichkeit — sich immer mehr verlängerte, und er den Seinigen kein Geheimniß mehr daraus machen konnte, noch wollte, war über sein Verhältniß zu Mariannen schon entschieden. Er mußte jetzt erfahren, daß eben sie, welche so lange die Freude seiner Eltern gewesen, es verschmäht hatte, ihnen noch näher und inniger anzugehören. Es that

ihm weh; doch bald nur Mariannens gedenkend, bat er angelegentlich, daß sie für jetzt noch nicht erfahre, welches nahe Band ihn mit ihren liebsten Freunden verknüpfe. Er wolle, so schrieb er, das freundlich trauliche, für Mariannen in ihrer jetzigen Lage gewiß wohlthätige Verhältniß zwischen den Eltern und der Pflegetochter nicht noch mehr stören, als es von der einen Seite vielleicht schon geschehen sey. — Seine Verwandten erfüllten dies schonende Verlangen, und so hatte Marianne keine Ahnung der Wahrheit, bis jene zufälligen Umstände sie ihr enthüllten. —

Mochte sie sich nun auch den Sohn und Bruder ihrer ehemaligen Hausgenossen in manchen Zügen anders gedacht haben: die Ueberzeugung, daß er ein sehr edler Mann sey, stand mit seinem Namen klar vor ihrer Seele. Oft hatte sie von ihm erzählen, oft Briefe von ihm vorlesen hören; wie er sich den Seinigen zeigte, so kannte sie ihn auch, und sehr schwer und ängstlich war ihr jetzt bei dem Gedanken zu Muth, in ihm auch zugleich ihren liebsten Freunden weh gethan zu haben. Es dünkte sie auf einmal, der Sinn, den sie seit Jahren schon in ihm geachtet,

drücke sich klar in seinem Wesen aus; alles Stö=rende, alles Hemmende desselben war für sie ver=schwunden; und dachte sie vollends an ihres Stief=vaters fast drohende Worte, so verdoppelte sich ihre Unruhe. Wie der Nachtwandler durch den eigenen Namen, so war sie durch den von Wildau's Eltern zur unerfreulichsten, beklemmendsten Empfindung auf=geschreckt. —

Nach einiger Zeit erfuhr sie durch Amalien, Wildau's Geschäft erfordere noch eine weitere Reise, die ihn in die Nähe seiner Heimath führe, so daß er jetzt, nach sechs Jahren zum erstenmal, die Seinigen wiedersehen werde. Schon in wenigen Tagen wollte er abreisen, und der Zufall fügte es, daß sie gerade in der Stunde, wo er gekommen war, von Amalien Abschied zu nehmen, ihm bei dieser begegnen mußte.

Es war seit lange ihr erstes Zusammentreffen, und Marianne fühlte sich um so mehr verlegen, da bald nach Wildau's Eintritt Amalie auf kurze Zeit abgerufen ward. Er hatte durch diese erfahren, Ma=rianne sey mit seinen Verhältnissen nicht mehr unbe=kannt; jetzt wollte er sich auch nicht den Schein ab=sichtlichen Verhehlens geben, sondern fragte mit ein=

facher Geradheit: ob sie vielleicht Aufträge für ihn habe in die Heimath? — Manches schmerzliche Gefühl ward bei diesen Worten in Mariannens Brust aufgeregt, und wie zweifelnd blickte sie zu Wildau empor. „O, nur an Ihre theure Verwandten hätt' ich Aufträge," sagte sie dann; „und wollen Sie irgend einen an sie übernehmen, so sagen Sie ihnen von mir ein Wort der treusten, kindlichsten Verehrung. Wenn sie meiner noch mit Wohlwollen gedenken, wenn...

Sie hielt inne; was hätte sie auch hier noch sagen können? Doch die weiche Stimme, das seelenvolle Gesicht drückte ganz die innige Herzlichkeit aus, mit welcher sie an den Entfernten hing. Es war in diesem Augenblick Wildau'n, als solle er jetzt, da sie auf immer für ihn verloren sey, noch einmal in voller Klarheit erkennen, wie viel er in ihr verliere. „Und könnten Sie denn wirklich an der treuen Liebe Ihrer alten Freunde zweifeln?" fragte er endlich sanft. „Wo Sie so gekannt sind, wie dort, wo ich meine frohen Knabenjahre verlebte, da vergißt man Sie nicht wieder, kann nie aufhören, Ihnen wohlzuwollen. Ich werde meinen Eltern von Ihnen er-

zählen, wir Alle werden Ihrer mit Rührung gedenken, und gewiß, Ihre Freude, Ihr Glück wird immer, in jeder Stunde, auch unsere Freude, auch unser Glück seyn."

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als Amalie zurückkehrte. Nur einen Blick noch hatte Marianne in sein Herz gethan, allein was sie dort gelesen, paßte ganz zu dem Bilde Herrmanns in ihrer Phantasie. — Das Gespräch nahm nun wieder die frühere Wendung; ziemlich zerstreut gab Wildau Bescheid auf Eins und das Andere, was Amalie noch von ihm zu wissen wünschte, und nahm dann, mit den Worten an Mariannen: ihr Gruß solle so herzlich bestellt werden, als er aufgetragen sey, nach sehr kurzer Zeit Abschied. —

Oft, sehr oft gedachte Marianne des Augenblicks, wo er nun zuerst wieder eintreten werde in den stillen, ihr so traulich bekannten Kreis der Seinen; der herzlichen Freude, die er wol dort verbreite, und mit innerer Unruhe auch der Störung, welche sich dennoch vielleicht in diese Freude mische. Noch nie hatte sie so tief gefühlt, wie werth die Liebe dieser einfachen, redlichen Menschen ihr sey, als jetzt,

da sie fürchtete, an dem sicher geglaubten Eigenthum zu verlieren; und mit lebhafter Erwartung sah sie Wildau's Rückkehr entgegen; denn, wollte sie gleich diese Hoffnung nicht nähren, doch beschäftigte sie heimlich der Gedanke, er könne ihr vielleicht von seiner Mutter, die sonst selten schrieb, einige Zeilen mitbringen.

Ihre Hoffnung ward auch wirklich erfüllt. Nach Wildau's Zurückkunft erhielt sie durch Amalien einen Brief von der Pfarrfrau. Er enthielt unter Anderem folgendes:

„Wir entfremden einander nicht, Marianne. Du bleibst meine geliebte Tochter, wenn ich gleich Manches anders gewünscht hätte, und wahrlich auch um deinetwillen. Es sollte nicht seyn, und so füge ich mich auch darin. Möge nur nie ein Herz, das dessen nicht werth ist, das Deinige gewinnen! Möge ich Dich nur einst glücklich sehen im eigenen häuslichen Kreise, wenn auch nicht durch meinen Herrmann." —

Marianne ward weit ruhiger durch diesen Brief; ja, sie fand sogar, die Gelassenheit, mit welcher Herrmanns Mutter schon jetzt ihres Glücks in ei-

ner andern Verbindung gedenke, sey wol der Nachklang seiner eigenen Stimmung; und wenig fehlte, so hätte sie in ihrem immer noch unruhig aufgeregten Sinn sich jetzt gekränkt gefühlt, von ihm, den sie wahrhaft achtete, so leicht aufgegeben zu seyn. „Niemand," sagte sie sich, „war hier so bekümmert, Niemand gedachte vielleicht dieser Sache mit so drückender Wichtigkeit, als ich. Es war eine Grille, die mich Alles so schwer nehmen ließ; doch jetzt soll sie auch vergessen, jetzt soll auch das Bild aller der Stunden für immer verbannt seyn, die mir so finster und unerfreulich vorübergegangen sind." —

Wirklich strebte sie seitdem, jeden Gedanken an das Vorgefallene zu unterdrücken, und gab sich sogar öfter und absichtlicher, als sonst, Zerstreuungen und geselligen Vergnügungen hin. So nahm sie denn auch einst an einer ländlichen Festlichkeit Theil, zu welcher sich an einem schönen Herbsttage mehrere ihrer Bekannten vereinigt hatten. Die Gesellschaft war ziemlich zahlreich, und nach Mariannens Sinn fast ein wenig zu laut; wie sie denn überhaupt auf dem Lande lieber in kleinerem Kreise war. Deshalb suchte sie am Nachmittag Stille, und wählte das an-

muthigste Plätzchen der Gegend, um am Fuß eines beschatteten Hügels nach der Natur zu zeichnen. Der Versuch gelang über ihre Erwartung, und stille Heiterkeit, die auch ihr zuweilen im städtischen Leben untreu geworden war, kam dabei, wie eine alte Bekannte, wieder recht traulich in ihre Brust. Vorsichtig rollte sie, als die Arbeit geendigt war, das Blatt zusammen, indeß ein leises Lied zum Lobe der milden, erfreuenden Natur von ihren Lippen drang; und eben in diesem Augenblick ging Wildau mit stillem, ernsten Gruß an ihr vorüber.

Ueberrascht, in der Ruhe ihrer früheren Stimmung ein wenig gestört durch dies unerwartete Begegnen, wollte sie auch jetzt ihr einsames Plätzchen verlassen. Die Sonne stand schon sehr niedrig, und mahnte sie, daß es Zeit sey, zur Gesellschaft zurückzukehren. Doch weil beim nahen Scheiden des belebenden Lichts ein kühler Abendwind sich regte, suchte sie erst noch zum Schutz ihren Shawl hervor. Allein kaum flatterte das hochrothe Gewebe um ihre Schultern, als ein Stier der unfern weidenden Heerde, welche sie bisher als eine Zierde der Landschaft erfreut hatte, beim Anblick der ihm verhaßten

Farbe mit wüthendem Gebrüll gegen sie heranstürzte. Gelähmt von Schreck, die Ursache der plötzlich drohenden Gefahr übersehend, versuchte sie nur durch einen lauten ängstlichen Ruf sich Hülfe zu verschaffen. Zum Glück war Wildau noch in der Nähe, denn er hatte es sich nicht versagen können, gleich jenseits des Hügels einen Augenblick zu verweilen, in der Hoffnung, noch einige Töne der geliebten Stimme zu vernehmen. Rasch schritt er jetzt, einen schweren Feldstein in der linken Hand, denn die rechte war heute, wegen einer zufälligen Verletzung, gelähmt, dem wüthenden Thiere entgegen. Das Unternehmen war nicht gefahrlos, denn der linke Arm war kein sicherer Schleuderer; und ward durch den Wurf nicht ganz erreicht, was er hatte leisten sollen, so wandte sich unfehlbar die ganze Wuth des wilden Angreifers auf den unerschrockenen Gegner. Doch das Glück unterstützte Wildau's Entschlossenheit; mit schmetternder Gewalt traf der Stein die Stirn des ergrimmten Thiers, daß es taumelnd zu Boden sank: und, die treue Waffe von Neuem in der gehobenen Hand, stand jetzt Wildau daneben, um beim ersten Regen einen zweiten Wurf nachzusenden. Ehe dies nöthig

war, kamen indessen schon aus der Ferne Landleute mit Stricken und Stäben bewaffnet herbei, und er konnte nun ruhig ihrer Obhut den zu Boden geworfenen Feind überlassen.

Jetzt sah er sich nach der bleichen, zitternden Jungfrau um. „Die Gefahr ist vorüber," sagte er, und eine sanfte Freude, daß es ihm gelungen sey, sie abzuwenden, glänzte in seinem Blick; „Sie haben nichts mehr zu fürchten. Darf ich Sie zurückbegleiten zu der Gesellschaft, die Ihrer wahrscheinlich dort in der Mühle wartet?"

Mariannens bleiche Wangen gewannen doch wieder ein wenig Farbe bei seinen Worten, und fast zögernd wandte sich das schöne Auge zu ihm empor. „O, wie viel wagten Sie für mich!" sagte sie endlich mit leiser Stimme; „wie sehr vielen Dank bin ich Ihnen schuldig!" — „Lassen wir das!" antwortete er lächelnd. „Wer hätte Sie in Gefahr gewußt, und nicht gern den kleinen Ritterdienst übernommen? Mein linker Arm allein verdient allenfalls einiges Lob; er war zuverlässiger als ich hoffte, und ohne das hätt' es vielleicht schlimm um uns Beide gestanden."

Er sprach dies mit unbefangenem Scherz; doch Marianne, welche jetzt erst die Binde am rechten Handgelenk bemerkte, fühlte wohl, wie sehr diese Unsicherheit des Arms den Werth seines entschlossenen Muthes erhöhte. Langsam und schweigend nahmen sie jetzt den Weg zur Mühle; zu lebhaft standen die Bilder des kaum vergangenen Augenblicks vor Mariannens Seele, zu hemmend die Erinnerungen der früheren Tage vor Beider Gemüth, als daß ein freies Gespräch sich hätte anknüpfen können. „Ihr Arm zittert noch immer," sagte endlich Wildau mit besorgter Theilnahme, als sie in die Nähe einer Steinbank am Wege kamen; „der Schreck hat Sie sehr angegriffen. Möchten Sie auch hier erst einen Augenblick ausruhen?" Marianne verneinte dies sogleich, eilig sogar, dünkte es Wildau; und in der stillen Voraussetzung, daß sie vielleicht mehr wünsche, seiner lästigen Begleitung überhoben zu seyn, führte er sie nun noch bis in die Nähe der Mühle, wo er, lange nicht so heiter als anfangs, mit der Bitte, daß er sich morgen nach ihrem Befinden dürfe erkundigen lassen, von ihr Abschied nahm. —

Mit bleichem, verstörten Gesicht kehrte Mari-

anne zu ihrer Gesellschaft zurück; und kaum hatte sie die väterliche Wohnung wieder erreicht, als Ermattung sie zwang, ihr einsames Zimmer zu suchen. Auch geistig fühlte sie sich angegriffen und verstört. Sie, die sich schon fast vergessen glaubte, hatte an jenem Abend Wildau's Liebe wieder so tief erkannt; was sie aus ihrem Gedächtniß zu verlöschen strebte, war ihr plötzlich wieder näher gerückt als je; und — war es Mädcheneitelkeit, oder eine andre, ihr selbst nicht klare Regung der unruhig bewegten Brust: genug, sie wünschte am andern Morgen lebhaft, daß er selbst kommen möge, nach ihrem Befinden zu fragen.

Doch dieser Wunsch blieb unerfüllt; nur sein treuer Diener erschien, und beinahe verstimmt empfing Marianne seine Botschaft, sie höchst formularmäßig mit der Versicherung ihres vollkommenen Wohlseyns beantwortend. Es dünkte sie unfreundlich, daß er nicht gekommen war; sie fand beleidigenden Stolz in diesem Verschmähen alles Danks; und war sie ehemals gleichgültig gegen ihn gewesen, so gab es seitdem manchen Augenblick, wo sie ihm zürnte.

Allein weit eher, so schien es, war eine Aus-

sicht da, daß auf dem lockern Boden dieses Zürnens die zarte Pflanze der Liebe gedeihe, als auf dem frü=heren der kalten Gleichgültigkeit. Mit freudiger Rüh=rung gedachte Marianne doch wieder in anderen Stunden ihres Retters, und in sehr gewinnenden Farben trat dann sein Bild vor ihre Seele, wie er, ihren Namen auf den Lippen, und einzig ihrer Ge=fahr gedenkend, so muthig dem wüthenden Feinde entgegen geeilt war. Immer öfter verweilte sie bei diesem Bilde, und immer lieber ward es ihr im Ver=weilen; ja, als nach einiger Zeit eine voreilig ge=schäftige Sage die Kunde verbreitete, Wildau bewerbe sich um Amalien, regte sich sogar ein leises schmerz=liches Gefühl in ihrer Brust. — Von dieser günsti=geren Stimmung des geliebten Mädchens aber hatte er freilich keine Ahnung, und wäre sie selbst nicht ganz von ihm unbemerkt geblieben, er würde einzig Dankbarkeit für den verliehenen Schutz in ihr gese=hen haben. Es wäre ihm nie eingefallen, auf eine zufällige Verbindlichkeit von Mariannens Seite die Hoffnung eines Entschlusses zu gründen, welchen ihr Herz nicht aus eigener freier Regung für ihn zu fas=sen vermocht hatte. Und so blieb denn, dem Aeu=

ßern nach, ihr Verhältniß ganz wie es gewesen war.

Doch von einer andern Seite wurden Mariannens Verhältnisse jetzt auf eine sehr beunruhigende Weise verändert. Ihr Stiefvater, welchen sie bisher ganz über ihr Erwarten gütig und nachsichtig gefunden hatte, begann jetzt plötzlich, sich gleich einem rauhen Gebieter zu zeigen. Die Zeit war da, wo er sein Recht auf ein entscheidendes Wort bei der Bestimmung ihres künftigen Looses mit Strenge geltend zu machen suchte; und nach seinen Ansichten verdiente auch freilich der jetzige Bewerber um ihre Hand vor sehr vielen andern den Vorzug, denn ein reicherer ließ sich nicht leicht erwarten. Uebrigens war er weit über die Jahre der Jugend hinaus, und nichts weniger als angenehm. Allein mehr noch schreckte Mariannen die Härte, deren er in allen Lebensverhältnissen beschuldigt ward, die allgemein bekannt gewordene Vernachlässigung, mit welcher er seine erste, sehr liebenswürdige Gattinn behandelte, und ein schneidender Ausdruck von Härte und Egoismus in seinen Zügen zurück. Auch erklärte sie sich sogleich auf das Bestimmteste gegen diese Verbindung; ja sie versicherte sogar Amalien in vollem Ernst: ehe

sie hier einwillige, werde sie lieber das väterliche Haus verlassen, und verborgen, und aller Unterstützung entsagend, ganz allein durch eigenen Fleiß das Nothwendige erwerben. „Das klingt ein wenig romanhaft,“ antwortete Amalie lächelnd, „und ich würde für jetzt noch nicht dazu rathen. Aber Muth und Festigkeit, Marianne, — so heißen wol die Waffen, mit denen sich's, hoffe ich, hier wird ausreichen lassen.“

Mit diesen Waffen kämpfte nun auch Marianne beharrlich; allein ihr Stiefvater zeigte sich bald so leidenschaftlich heftig, und sie sah sich täglich so kränkenden Verdrießlichkeiten ausgesetzt, daß ihre Gesundheit sichtlich dadurch litt. Zudem stand sie an dem fremden Orte ganz allein, ohne Verwandte, selbst ohne vertraute Freunde, deren Einfluß sich ihrer hätte annehmen können gegen Härte und Unterdrückung. Jetzt ward auch Amalie sehr ängstlich bekümmert wegen ihrer Lage, und nachdem sie sich zuvor mit Wildau berathen hatte, schlug sie ihr vor, ob dieser, der gewiß über jene häuslichen Mißhelligkeiten das strengste Geheimniß bewahre, nicht, auf ihre Bitte, als Rechtsgelehrter dem hartherzigen Al-

ten Vorstellungen über sein sträfliches Verfahren machen dürfe. Sie sey überzeugt, setzte sie hinzu, jener werde dann nachgeben; denn er scheue alles Aufsehen, und sey im Grunde des Herzens schwankend und unentschlossen.

Mit innerer Unruhe hatte Marianne diesen Vorschlag gehört. „Nur nicht durch Wildau!“ sprach sie jetzt nach kurzem Schweigen sanft, doch bestimmt. „Es kann nicht seyn. Ich habe ihm unwillkührlich schon so große Verbindlichkeit, daß ich wahrlich keine mehr hinzufügen darf. Ueberlegen Sie selbst . . . .

„Mein Vorschlag war übereilt,“ antwortete Amalie. „Ich verstehe Sie, und darf wol nichts einwenden gegen Ihre Bedenklichkeit. Sie möchten freiwillig meinem Freunde keinen Dank schuldig seyn.“

Bei diesen Worten trat Wildau, welcher im Nebenzimmer für Amaliens Bruder gearbeitet hatte, unbemerkt herein. Er vermuthete, wovon die Rede sey, und blieb unwillkührlich an der Thür stehen, Mariannens Antwort erwartend.

„Das ist sehr unfreundlich ausgedrückt,“ erwiederte sie. „Der Schmerz, Alles was ich ihm schul-

dig bin, was ich ihm dann noch mehr schuldig seyn würde, nur durch ein bitteres, verletzendes Gefühl zu lohnen, kann gewiß mit diesen kaltstolzen Worten nicht bezeichnet werden. Weil ich einst seinen Schutz verschmähte, habe ich das Recht verloren, ihn jetzt anzunehmen."

Diese Worte an sich waren vielleicht nur der Ausdruck eines sehr natürlichen Zartgefühls, allein durch den unbewußt schmerzlichen Ton, in welchem Marianne sie sprach, durch den weichen, man hätte fast sagen können, reuigen Klang ihrer Stimme wurden sie mehr; und unwiderstehlich ward Wildau's frühere Hoffnung durch sie von Neuem geweckt. „O, Marianne, ist es möglich!" rief er, schnell näher tretend, aus; doch dann schwieg er wieder, und blickte ihr nur schwankend und zweifelnd in das erröthende Gesicht. Ihr Auge senkte sich zur Erde; seine unerwartete Nähe, Ahnung sich verrathen zu haben, verwirrte sie unaussprechlich. „Marianne!" begann er endlich mit sanftem Ton, es gilt jetzt noch einmal die frühere Frage. Entscheiden Sie!" — Und nach wenigen Augenblicken hatte sie schon, wie er es wünschte, entschieden, ihm nun aus freier Wahl die

einst verweigerte Hand liebevoll darreichend. Und mit so inniger Rührung drückte er diese zarte Dollmetscherinn des schüchternen Gefühls an seine Brust, daß alles Herbe der früheren Tage in diesem einzigen Augenblick vergessen war. Das überraschende, schon verloren geachtete Glück lächelte jetzt so schön, das reine Sonnenlicht sanfter Freude strahlte so heiter, daß die Wolken, welche es eine Zeitlang verhüllt hatten, schnell dem Blicke wie der Erinnerung entschwanden. —

Auch Mariannens Stiefvater ließ sich, wie Amalie es voraus gesagt hatte, durch Wildau's zwar möglichst schonende, aber bestimmte Vorstellung zum endlichen Aufgeben seines früheren Lieblingsplans bewegen. Der Weg, welcher ihm von fern als das letzte Schutzmittel für Mariannen gezeigt ward, konnte ihrem eigenen weiblichen Gefühl nicht widerstrebender seyn, als er es ihm aus anderen Gründen war. So überließ er denn jetzt, im finstern Unmuth von einem Extrem zum andern übergehend, die Bestimmung ihres Schicksals wieder ganz allein ihr selbst, und machte nur durch manche bittere Aeußerung über Mädchenlaune und Mädcheneigensinn sei-

nem inneren Verdruß Luft. Doch Mariannens Gemüth war überhaupt zu wohlwollend, und besonders jetzt zu weich und milde gestimmt, als daß sie nicht, jedes Unrechts vergessend, auf alle Weise hätte suchen sollen, den zürnenden Verwandten zu versöhnen. Der Umstand, daß ein sehr einflußreicher Mann Wildau's auf das Vortheilhafteste erwähnt, auch seit Kurzem ihm Aussichten eröffnet hatte, welche dem Ehrgeiz des alten Hauptmanns schmeichelten, kam ihr dabei zu Hülfe; und nicht lange, so gab der anfangs so Unfreundliche, wenn auch nicht ganz zufrieden, doch ohne weiteren Groll sein Ja zu ihrer Verbindung. — Das allein war Mariannen noch zu wünschen übrig gewesen, und von nun an verfloß ihr Leben so ruhig und heiter, daß, wenn in den letztvergangenen Jahren desselben manche Laune des trüglichen Aprilmonds offenbar worden war, dagegen das spätere mit vollem Recht einem milden, erfreuenden, von keiner düstern Wolke getrübten Maientage sich vergleichen ließ.

Die Lebensstufen.

Frei nach dem Französischen

von

C*** S***

Die Kindheit.

Die Sonne trat kaum in das Zeichen des Stiers; dem einförmigen Schimmer des Schnee's der Apenninen war der Blüthenschnee des glänzenden Weißdorns gefolgt; schon begann des Zephyrs tändelndes Kosen mit der biegsamen Syringe, deren zarte Farbe das erste Lächeln der Natur verkündete. Noch hatte die Rose ihren süßen Duft nicht ausgehaucht, aber das demüthige Veilchen verstreute seinen Balsam durch die Wälder, und tausend frischgrüne Blätter entschlüpften den Knospen, die wohlthätiger Thau belebte. Dem rosigen Morgenstrahl verhehlte jedes Blatt eine flüssige Perle, und wenn ein frischer Wind die Wipfel der schlanken Pappeln bewegte, befeuchteten klare Tropfen die Erde, das erfrischte Insekt regte sich fröhlicher im Grase, und flügelschlagend trank der Vogel das himmlische Naß.

In diesem Morgenhauch des Frühlings, in des

jugendlichen Jahres schönsten Stunden, betrat ich zuerst, o Tivoli, deinen alterthümlichen Boden. Staunend wandten sich meine Blicke auf den Sturz des Anieno. Schäumend braus'ten die Fluthen, in eine unendliche Fläche verbreitet, mit Donnergetös' in das weite, von der Natur für sie gehöhlte Becken; der zürnende Vesuv selbst erscheint nicht in dieser Majestät. Zwischen dem Rauschen der schaumbedeckten Wellen vernahm man, in einzelnen Lauten, den schmetternden Gesang der Nachtigall. — Bald verändert und verdunkelt sich die Scene; einige Schritte von dem großen Wasserfall zeigt sich ein tiefer Schlund, verborgen zwischen Felsen von seltsamer, unregelmäßiger Form: dort verschwindet, geheimnißvoll im Schooß der Erde, die reine silberne Welle.

Zur Rechten gleiten drei kleine Wasserfälle aus dem Innern der Felsen geräuschlos über moosbedeckte Kiesel dahin; ihr Fall ist so gleich und ruhig, daß man sie für Ströme halten könnte, mitten im Lauf durch Zaubergewalt gehemmt. Weiterhin, auf einer bedeutenden Anhöhe, winken die malerischen Ruinen eines zirkelförmigen Tempels, der, durch der Lüfte himmelblauen Grund erhoben, im Morgenroth mit

Gold- und Purpurwolken gekrönt wird. An seinen edeln, doch einfachen Formen erkennt man die Hand eines Künstlers, in athenienſiſcher Schule gebildet. Es ist der Tempel der tiburtinischen Sybille; das falbe, ergraute Ansehn des heiligen Monuments, die hier zerstreuten, dort noch stehenden Säulen, deren hie und da verlöschte Reifen die frühere einfache Regelmäßigkeit verloren, sind seines ehrwürdigen Alterthums Zeugen.

Einige Schritte von diesem Tempel sah man zwei freundliche Häuschen, deren ländlich kunstloses Ansehen seltsam gegen die edeln Trümmern abstach, welche die Natur den zerstörenden Händen der Zeit entrissen zu haben schien, um diese friedliche Landschaft mit ihnen zu schmücken. Dort blüheten einst zwei schöne Kinder, Floridor und die blonde Flora. Am gleichen Tage waren sie geboren, und Beide mochten kaum neun Frühlinge zählen. Schon konnte Floridor nicht mehr leben ohne Flora. Sein großes, dunkles Auge, die frische Wange, der Purpurmund verschönerten sich im fröhlichsten Lächeln, wenn sie nahte. Oft, wenn die kleine Gefährtinn außer Athem herbei kam, fing er sie in seinen Armen auf,

und küßte ihr schmeichelnd die azurblauen Augen. Horchend legt' er dann seine Hand auf ihre tief Odem schöpfende Brust. „O, wie dein Herz schlägt!“ rief er aus, und fast bedenklich ruhte sein Blick auf den Zügen des lächelnden Mädchens. „Du sollst dich nicht wieder so sehr anstrengen,“ sprach er ernsthaft. „Als du krank warst im letzten Herbst, meinte der Arzt, Erhitzung beim Spiel sey Schuld daran, und in zwei Tagen hättest du sterben können. — Dann wär' ich auch gestorben!“ setzt er kurz hinzu; doch seine Miene ist trocken, sein Ton gleichgültig bei den Worten. Der kecke, stürmische Knabe schämt sich schon, weichmüthig zu seyn.

Nach wenigen Augenblicken ist die Sorge, wie die Vorsicht vergessen, und rasch zieht er die kleine Gespielinn mit sich fort, unter einen der Felsen in der Nähe des großen Wasserfalls. Er schöpft Wasser mit den kleinen Händen; das Mädchen ahmt ihm nach. Bald haben sie eine kleine Höhle gefüllt, welche das herabfallende Wasser in einem der Steine bildete. Floridor schlägt Seife in die klare Welle, und bläs't nun aus kräftiger Brust durch die enge Oeffnung des Strohhalms. Leichte Kugeln steigen

auf, zerstreuen sich, und schmücken sich im Steigen mit den Farben des Regenbogens. Staunend schlägt Flora die weißen Händchen zusammen; Floridor lächelt stolz und zufrieden. Die hellen, bewundernden Blicke folgen den glänzenden Kugeln in die Luft; das Auge wie das Herz ist ganz Leben und Freude. — Glückliche Kindheit! — Ach, daß nie Tage kämen, wo ein eben so trüglicher und gefährlicherer Schimmer den geblendeten Sinn vom stillen Wege des Friedens verlockt! Daß das harmlose Spiel der frühesten Jahre niemals im Alter die Deutung vergeblich bereuter Verirrungen gäbe! —

O, wie oft werden ähnliche Gedanken, ähnliche Wünsche im Kreise froher Kinder in unserer Seele geweckt! Wie oft schweift der ernste, traurig unstäte Blick hinüber in die Zeit, wo die reine Freude verschwunden, der heitre Frühlingstraum des Lebens zerstört ist. — Nur heute, heute denn bleibt zurück, ihr dunkeln, fruchtlos hemmenden Bilder! Nur heute laßt meinen ermüdeten Geist sich ungestört weiden am sonnenhellen Glanze der Kindheit! — —

Der Knabe eilt jetzt hinweg, und kehrt im Fluge zu dem harrenden Mädchen zurück. „Die

Augen zu, Flora!“ ruft keck der kleine Gebieter; „ich will dich blind machen mit diesen breiten Irisblättern.“ Lächelnd bietet die liebliche Kleine das zarte Haupt der Binde des muntern Spielgefährten dar; doch kaum sind die Augen verbunden, so fürchtet sie sich. „Folg' meiner Stimme!“ ruft Floridor. Er verbirgt sich hinter dem Stamm des ältesten Baumes; sie folgt ihm, er weicht ihr aus; sie glaubt ihn zu fassen, und umarmt statt seiner eine junge Ulme. Des Knaben schelmische Freude wird laut; unmäßiges Lachen scheint seine kindliche Kraft zu erschöpfen. Jetzt sinnt Flora auf List; der Weg ist uneben, sie ist schon einmal gestrauchelt: „Hilf, hilf mir, ich falle!“ ruft die Schlaue mit ängstlicher Stimme. Floridor eilt hinzu; sie hört, sie faßt ihn. „O, da hab' ich dich!“ ruft sie fröhlich, und nun wird auch der helläugige Knabe von seiner kleinen Gefährtinn geblendet. Froh der List, wie des Sieges, fesselt sie mit einer biegsamen Binse die Hände ihres Gefangenen, und führt ihn singend in die friedliche Wohnung zurück.

Ein anderes Mal weckt schon mit dem ersten Morgenroth der schöne Knabe seine kleine Freundinn.

Freudig reicht er ihr zwei schneeweiße Turteltäubchen, und rühmt sich stolz, daß er sie selber gefangen. Willig scheinen sie unter seinen schmeichelnden Händen auf dem weichen Mooslager zu weilen, das sich beugt auch unter der leichten Last. Ihr friedlicher, gleicher Flügelschlag, ihre kirschfarbnen in einander gefügten Schnäbel fesseln Flora's ganze Aufmerksamkeit. Sie ist aufgestanden, ihre ganze Seele ist in ihren Augen, und hundert Schmeichelwörtchen werden den kleinen Gefangenen gespendet. Sie scheidet nicht von ihnen am Tage, sie sieht sie Nachts in ihren Träumen. Floridor selbst wird vernachlässigt; das flatterhafte Kind vergißt über zwei Vögel den kleinen Freund. Doch bald gewinnt der Geber wieder über die Gabe den Sieg. Immer innig, immer unzertrennlich, kennen die lieblichen Kinder nur eine Freude, nur ein flüchtiges Leid, und immer trocknet Flora's Thränen der fröhliche Floridor. — O, der goldnen Zeit, wo die Thränen noch sind wie ein leichter Frühlingsregen, der die Erde erfrischt und den Blüthen neuen Glanz verleiht! wo die Wange noch nicht bleich, und das Auge nicht trübe wird durch diese schnell vergessene Trauer! —

Uebermüthig lächelnd, blickt eines Morgens der Knabe auf seine schwächere Gespielinn herab. „Siehst du das Ziel und die Krone? Wagst du's, mir zu folgen?" fragt er mit muthwillig neckendem Ton. Schnell wirft die kleine Atalante ihm ihren halbvollendeten Blumenkranz zu, und im Augenblick beginnt der Wettlauf. Flora bekommt ein paar Schritte voraus; rasch folgt ihr Floridor. Fast hat er sie erreicht; sie schreit laut auf und verdoppelt die Eile; noch zwei Schritte, und sie ist am Ziel. Aber mit einem Sprunge ist ihr Floridor vorbei, ergreift die Krone, tritt stolz auf den Hügel, den er erst gestern zusammentrug, und setzt sich mit der Miene des Siegers das errungene Kleinod auf's Haupt. „O, nun siehst du aus, wie der schöne Apoll, den uns neulich die Mutter in Rom zeigte!" ruft Flora. Heller strahlt das glänzende Auge des Knaben bei diesen Worten; man sieht, ein lebhafter Gedanke durchblitzt seine Seele. Schnell steigt er von seinem Rasenthron herab, umfaßt Flora, und zieht sie mit sich fort zum Tempel der Sybille. Dort sammelt er Marmorstücke, und hebt das Mädchen hinauf. „Sieh," sagt er, „jetzt bist du die schöne florentinische Venus!

Richte die Augen ein wenig zum Himmel — ei sieh doch hinauf in die leichten Wolken dort! Laß den linken Arm leichter sinken; beug' auch das Knie, beuge den rechten Arm!" So versucht er die zarten Formen der kleinen Gespielinn nach seiner Erinnerung zu gestalten; doch bald wird er ungeduldig. „Du bist so steif," ruft er; „du kannst dich nicht biegen! Der harte Fischbein ist mir überall im Wege." — Mit arglos dreister Hand öffnet der Knabe die schneeweißen Bänder des Kleidchens, das enggeschnürte Mieder unter demselben zu lösen. Schon ist der weiße Nacken, die alabasterne Schulter frei; da tritt plötzlich Flora's Mutter aus der Thür des Hauses hervor. „Was ist das? was soll das?" fragt sie unwillig mit verweisendem Blick. „Mutter, wir spielen!" ruft ihr die Kleine voll heiliger Unschuld entgegen, und nur der zürnende Blick der Fragenden auf Floridor verwirrt sie. „Nun, was ist denn?" beginnt dieser mit schmollendem Ton. „Warum hat sie gesagt, ich gleiche dem römischen Apoll? Sie sollte der Venus gleichen, die mir im letzten Winter in Florenz so sehr gefiel." — „Komm herein, das Spiel schickt sich nicht für dich!" spricht jetzt

die Mutter mit Strenge zu der Kleinen, und unfreundlich führt sie die Zögernde mit sich hinweg.

Floridor senkt das Haupt, und bleibt unbeweglich stehen; heiße Thränen dringen unter Flora's seidenen Wimpern hervor, und noch oft wendet sie im Gehen das trauernde Gesicht zu dem verlassenen Freunde. Sie wird in das fernste Stübchen des Hauses eingeschlossen; die Mutter macht ihr Vorwürfe mit unermüdetem Eifer; sie sieht finstre Mienen, hört Verweise den ganzen Tag; aber mehr als Alles schmerzt sie die Trennung von ihrem fröhlichen Floridor. — —

Unbesonnene Mutter! warum begnügtest du dich nicht, mit einfacher Ruhe, ohne Aufhebens, ohne zürnende Heftigkeit, dem schuldlos gemeinten, wenn auch unziemlichen Beginnen zu wehren? Machst du nicht die Himmelsblume der Kindlichkeit welken, statt sie zu pflegen, durch deine unverständige Sorge? — O, es ist billig, daß man uns Achtung lehrt für das Alter; aber wahrlich, mehr noch sollte man uns Achtung lehren für die Kindheit, für das zarte Heiligenbild der Unschuld, das still und treu, wie

es beschirmt, auch verehrt seyn will; dem auch die flüchtigste rauhe Berührung schon einen Theil seiner milden, lilienreinen Klarheit entzieht.

Die Jugend.

Die Nacht kämpfte nur noch mit ungleicher Kraft gegen die heißen Sonnenstrahlen, welche, um die Mitte des Frühlings, das schöne Italien durchglühen. Der Odem der Jugend und Liebe war durch die ganze Natur verbreitet; Sehnsucht, Leben, Freude, schien im Hain, über den Thälern zu schweben. Der Vogel flatterte flügelschlagend um das kunstreich gebaute Nest, welches bald seine zarte, fast schon die zerbrechliche Hülle sprengende Brut empfangen sollte. Die fleißige Biene bewegte, den Nektar der Blume saugend, die staubbeladenen Füßchen, und der muntere Schmetterling flatterte tändelnd von der schönen zur schönsten. Noch bot die stolze Ulme keinen undurchdringlichen Schirm gegen die brennende Sonne des Mittags; noch waren nicht alle Blumen, welche der Sommer bringt, erschlossen; nur die, welche den letzten Tagen des Frühlings angehören, blühten in herrlichster Pracht. — Die Natur hatte noch nicht ihren ganzen Reichthum entfaltet, aber sie zeigte sich

in aller Anmuth der ersten, frischesten Schönheit; sie glich einem holden, aufblühenden Mädchen, schon geschmückt mit dem Reiz der schlanken, jungfräulich edeln Gestalt, und noch mit den Zügen der lieblichen Kindheit im zarten Gesicht. —

Lange war der jugendliche Floridor fern gewesen; jetzt kehrt er, stolz und kräftig, wie die Alten die Halbgötter bildeten, zurück. Kaum seit zwei Stunden ist er wieder in Rom, und zehnmal schon hat sein Herz, sein Auge, sein Gedanke den Zwischenraum zwischen ihm und dem alten Tibur *) gemessen. Es ist spät Abends; erst am folgenden Tage kann er die geliebte heimathliche Stätte erreichen, erst dann soll er die zarte Gespielinn seiner Kindheit wiedersehen. Lange noch treibt ihn innere Unruhe in dem weiten, ihm jetzt doch so eng' scheinenden Gemach auf und nieder. Endlich scheint dem ungeduldig bewegten Sinn eine besänftigende Stunde zu nahen; ein leichter Schlummer kommt auf den Fittigen der Nacht, der Seele Ruhe, den ermüdeten Gliedern Stärkung zu bringen. Doch auch den

*) Jetzt Tivoli.

Schlafenden verläßt der Gedanke an Flora nicht. Er sieht ihre liebliche Gestalt im Traum, und über seinem Antlitz schwebt das Lächeln jugendlicher Freude. Harrend weilt die blühende Jungfrau an dem wohlbekannten Pförtchen des kleinen tiburtinischen Hauses; ihr schönes himmelblaues Auge blickt so unruhig, so bewegt in die Ferne. Jetzt nennt sie leise den Namen Floridor; ihre sanfte Stimme ruft den fernen Freund so sehnsuchtsvoll zurück! — Er will zu ihr eilen, will mit den freudigen Worten: dein Floridor ist schon bei dir! die liebliche Freundinn umschlingen. Ach, da ist die heitere Täuschung verschwunden! er findet sich traurig allein in der dunkeln, einsamen Nacht. —

Noch einmal zeigt ihm ein freundliches Traumbild die schöne tiburtinische Jungfrau. Jetzt kniet sie am Altar der heiligen Mutter Maria. Sie opfert eine kleine Spende, ihr selbst erst gestern verliehen, daß sie, gleich den muntern Gespielinnen, sich dafür mit lichten, schimmernden Bändern schmücke. Freudig legt sie die Gabe auf den Altar der Heiligen nieder. „Schütze meinen Floridor!“ betet sie innig. „O, laß ihn bald, laß ihn froh zurückkehren in das

traute Nachbarhäuschen der Seinen!" — Die hohe, himmlische Jungfrau scheint der kindlich Bittenden Gewährung zu verheißen. Hoffender wendet sich der Blick, heiterer das Angesicht der Knieenden zum Himmel empor. Sie ist so schön, so rührend schön in diesem Augenblick! und mit dem Ausruf: „Flora! meine einzig liebliche Flora!" erwacht der sehnsuchtbefangene Jüngling. —

Nun ist der Schlaf von seinen Wimpern entflohen; das Bild des betenden, für ihn betenden Mädchens läßt ihn nicht wieder zurückkehren, und ehe noch der Morgen den Horizont mit den ersten Purpurstrahlen schmückt, durcheilt der ungeduldige Floridor schon die Felder von Tibur. — Jetzt hat er seine sanfte, seine nie vergessene Flora wieder; ihre Blicke begegnen, ihre Hände umschlingen sich, und jede Miene, jede Bewegung wird zur stillen Verkünderinn ihres Glücks. — O ihr, die ihr jemals eines geliebten Wesens in der Ferne oft und sehnsuchtsvoll gedachtet, die ihr es endlich in einer schöneren Stunde mit Freudenthränen wieder in eure Arme schlosset: ihr kennt, ihr versteht ja dieses Glück, ihr wißt, was Floridor und Flora jetzt empfanden. So verstumme

nur, du reiches, und doch so ohnmächtiges Wort! du, dem es gegeben ist, Herzen zu bewegen, Gemüther zu ergreifen, und das doch wieder das Höchste und Schönste im Leben nur so karg, so dürftig, so ungenügend vor unsere Seele zu führen vermag. — —

Die lang ausgedehnte Zeit der Trennung war also vorüber; ungehindert durften die treuen Gefährten der Kindheit sich jetzt wieder in mancher freundlichen Stunde begegnen. Aber wie so anders waren jetzt die Tage, wie so anders die Gefühle des jugendlichen Paares, als jene der spielenden Kinder! Statt der raschen Fröhlichkeit des Knaben, bewegte jetzt der Ungestüm heißer Leidenschaft die Brust des Jünglings; statt der stillen Traulichkeit des Mädchens waltete schüchterne Liebe im Herzen der Jungfrau. Bald scheint Flora dem Gespielen ihrer frühesten Jugend kälter als sonst; er versteht das Herz nicht mehr, in dem er einst so offen gelesen. — „Liebst du mich, wie ich dich liebe? Flora, wirst du mich immer lieben?" zehnmal hat er als Knabe die Frage gethan, zehnmal Flora's heitre Antwort: „Gewiß, Floridor!" mit kindlicher Freude gehört. Und jetzt ist sie festgebannt im Innersten seiner Seele; von Stunde zu

Stunde will er sie aussprechen, und immer zögert und säumt er wieder von Neuem. —

Mit träumender Sehnsucht richtet sich jetzt oft sein Blick auf das stille Stübchen, wo die Geliebte weilt. Einst war's um die ein und zwanzigste Stunde; die Sonne sandte senkrechte Strahlen auf die Gefilde herab, und sorgsam schloß das ermüdete Mädchen den dichten, stoffenen Vorhang, um die brennende Glut des Mittags im leichten Schlummer zu vergessen. Da lockt es den Jüngling mit unwiderstehlicher Gewalt, sie noch einmal, wie einst das blühende Kind, mit des Schlafes friedlichen Kränzen geschmückt zu erblicken. Er zögert noch, kämpft mit sich selbst, ist endlich entschlossen, und klimmt nun mit Lebensgefahr zu dem stillen Ziele hinan, das er nach wenigen Augenblicken erreicht.

Das Fenster ist hinter dem dichtbeschattenden Vorhang offen; ein leichter Ruck der kräftigen Hand, und der Eingang in Flora's Stübchen ist frei. Doch des Herzens warnende Stimme hält den Jüngling zurück; ihn, der in der kaum vergangenen Minute dreist sein Leben wagte, fesselt jetzt Scheu, die Geliebte zu erzürnen, ernst gebietend an seinen Platz.

Nur der sehnende Blick dringt ungeduldig durch die Oeffnung des Vorhangs, und kann nicht wieder scheiden vom lieblichen Bilde der sorglos schlummernden Jungfrau.

Mit dem schönen jugendlichen Arm das lockige Haupt gestützt, ruht die blühende Gestalt sanft auf dem schneeweißen, glänzenden Lager, und in malerischen Falten umfließt sie das weiche, züchtig umhüllende Gewand. Ein Sonnenstrahl zittert durch den leicht bewegten Vorhang herein, schmückt die seidenen Locken der Schläferinn mit höherem Glanz, und umzieht die heitere, engelreine Stirn mit dem Heiligenschein der Verklärung. Dann wechselt der Schimmer, glänzt hell auf der rosigen Wange, scheint den Purpurmund mit frischerem Leben zu färben, berührt leise die linke, sanft auf dem Ruhebett hingestreckte Hand, schwebt jetzt über dem weißen, wie scheu aus dem Gewande hervorschauenden Füßchen. — Alles ist so still, die holde Gestalt selbst so regungslos ruhig! nur dieser leichte, gaukelnde Schimmer umgiebt sie mit dem hellsten, bewegtesten Leben.

Ein tiefer, heißer Seufzer entquillt Floridor's hochschlagender Brust, und die leicht aufgeschreckte

Jungfrau erwacht vom süßen Schlummer. „Unbesonnener, was wagst du!“ ruft sie mit beinah zürnendem Blick, und die rasche Bewegung der lilienweißen Hand gebietet ihm schnelles Entfernen. Eine Sekunde zögert der Jüngling; seine bittende Miene scheint ein versöhnendes, besänftigendes Wort zu sprechen. Doch ein zweiter Wink der schönen, gebietenden Hand, und ohne Zögern verläßt er die zauberumgebene Stätte.

Jetzt gedenkt Flora seines gefahrvollen Weges, und alles Unwillens vergessend, eilt sie an's Fenster, hinter dem Vorhang versteckt mit ängstlichem Herzklopfen zu lauschen, bis er glücklich den Boden erreicht. Achtlos der Gefahr, flieht er des unsichern Pfades, den er gekommen, zurück; flieht dann, doch umsonst, vor seinen eigenen Gedanken in die weite Gegend hinaus. Seine ganze Seele ist von Flora's Anblick, von Flora's strafenden Worten erfüllt. Ach, sie gebot so streng! das sonst himmelfreundliche Auge schien dem Verwegnen so ernstlich zu zürnen! — „Liebt sie, wie ich liebe?“ die Frage erwachte von Neuem in seiner verwirrten, ungerecht klagenden Brust, und tief im Innern regen sich düstere Zwei-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

fel. Immer umwölkter wird seine Stirn, immer träumender eilt er seines Weges dahin. Endlich erreicht er die Bäder des Mäcenas; plötzlich heftet sich sein Blick fest auf einen vorragenden Stein am äußeren Eingang einer sonnenbeleuchteten Grotte. Ein Namenszug steht klar vor seinen Augen da; es sind die ersten Zeichen seines Namens .... wie, oder des Namens der Geliebten? War es ihre Hand, die liebend, dem sehnenden Herzen folgend, diese Züge eingrub? War es die Hand eines verhaßten Nebenbuhlers? — Er zittert, forscht, vergleicht. Vergebliche Mühe! Sein unsichrer Blick verwirrt sich; das Haupt sinkt wie ermattet auf die Brust herab; an eine Säule gelehnt steht er, schwankend, ungewiß, ob er hoffen, ob er fürchten soll.

In diesem Augenblick wird er in einem dunkeln Winkel der Grotte den sanften, heitern Gennaro, seinen liebsten Jugendfreund, gewahr. Er war Floren verwandt, hatte oft Theil genommen an ihren, an Floridor's Spielen. Tausend Erinnerungen überströmen, zerstören Floridor's ganze Seele; tausend vergessene Umstände treten hervor, drängen sich plötzlich düster mahnend vor seinen Blick. Sein gereiztes

Gemüth erträgt das Schwanken des Argwohns nicht; jeder Gedanke, jede Vorstellung wird zur Klarheit, zur Gewißheit. Bleich, mit dunkel flammendem Blick tritt er auf Gennaro zu. „Was suchst du hier?“ fragt er mit drohendem und dennoch gepreßten Ton. „Bist du's? ist es deine verrätherische Hand? ... ist das ihr — ist es Flora's Name?“ — „Was kümmert's dich?“ antwortet Gennaro kurz, und schon erzürnt durch des Freundes drohenden Ton. — „Du willst mir nicht Rede stehn?“ entgegnet Floridor entflammt, und alle Furien der Eifersucht umklammern sein Herz mit doppelter Gewalt. „Bei meinem Leben, ich frage zum letztenmal! hast du ihren Namen dort in den Stein gegraben?“ — Ein leichtes, fast spottendes Lächeln ist Gennaro's ganze Erwiederung. „Nun denn, so gieb mit dem Dolch Antwort!“ ruft Floridor außer sich. Jetzt gilt's, zu versuchen, wer von uns Beiden ihn mit der sichersten Hand in die Brust des Andern zu stoßen versteht!“

Sie gehen schweigend; doch plötzlich eilt Gennaro's alter Vater ihnen entgegen. „Wo bleibst du, mein Sohn?“ ruft er schon von fern. „Wir Alle warten auf dich. Es fehlt nur noch deine Unter-

schrift bei unserm Vertrag mit dem streitsüchtigen Nachbar." — „In einer Stunde komm' ich wieder!" flüstert der Jüngling halblaut dem stürmischen Floridor zu; und unwillig über den Aufschub zieht sich dieser zurück, um noch einmal sein Auge und sein Herz durch den Anblick jener räthselhaften, für ihn so sinnverwirrenden Zeichen zu verwunden.

Plötzlich wird er ein junges, athemlos dahereilendes Mädchen gewahr. Es ist die lebhafte Camilla, die Tochter eines Landmanns der Gegend. Mit Floren erzogen, war sie ihr Freundinn und Dienerinn zugleich seit ihrer Kindheit. „Ach, Herr!" ruft sie aus, „unser niedlicher Zeisig ist entflohen! Flora ist untröstlich. Hieher hat der Treulose seinen Flug genommen. Eilen Sie nach jener Seite!" — Sie giebt ihm ein Zeichen mit der Hand, und leicht, wie die schöne Königinn, deren Namen sie trägt, verschwindet sie im flüchtigen Lauf.

Glücklicher als sie, wird der Jüngling nach langem, vergeblichen Bemühen den Flüchtling auf den Trümmern einer Säule gewahr. Er ruft ihn, doch der Vogel flattert rasch über seinem Haupte dahin. List ist erlaubt: den Ungetreuen zurückzurufen,

Floridor zeigt ihm Körner und glänzende Blumen. Da naht der kleine Verräther, betrachtet von einem nahen Zweiglein ruhig seinen Feind, streckt das niedliche bunte Hälschen vor, und ruft deutlich aus heller melodischer Kehle: Floridor! — Der Himmel öffnet sich, und die ganze Seele des leidenschaftlichen jungen Mannes wird Freude. Ach! sie, sie lehrte den Vogel diesen Namen! sie grub auch jene Züge mit treuer, unermüdeter Hand in den Stein! — „O Gennaro! mein Gennaro!" ist Alles, was der beschämte, reuige Beleidiger sagen kann. —

Der entflohene Vogel flattert nun von selbst auf seine Schulter herab, pickt zarte Körner aus seinen Händen, und wiederholt dabei immer fröhlicher den Namen, den ihn Flora so unermüdet in mancher einsamen Stunde lehrte. — Jetzt kommt auch Camilla wieder, sieht den kleinen Gefangenen, und eilt jubelnd mit ihm zum Häuschen der freundlichen Herrinn zurück. Und fast eben so schnell eilt Floridor zur Wohnung Gennaro's, der sein versöhnendes Wort mit sanftem, herzlichen Verzeihen vergilt. Sie trennen sich treuer, liebender als je, und jeder verheißt sich selbst und dem Freunde, daß blinde Heftig-

keit und allzuempfindlicher Stolz nie im Leben ihren traulichen Bund wieder stören sollen. —

Jetzt geht Floridor, der alten Calpurnia, der treuen Pflegerinn seiner Kindheit, eine reiche, erfreuende Gabe zu spenden. Sie liebt ja seine Flora, sie liebt ja ihn; und in der Jugend macht das Glück so theilnehmend, so offen, so mild. — Dann nimmt er, niedergedrückt von der Hitze des Tages, seinen Weg zu der großen Cascade; er dringt unter die dunkeln Felsengewölbe, die er seit beinahe vier Jahren nicht sah. Es ward spät; bleiche, ungewisse Strahlen warfen kaum noch ein weißliches Licht auf die höchsten Gipfel der Berge, und der sinkende Tag erhöhte die geheimnißvolle Dämmerung des kühlen, ruhigen Orts. Glänzendes Sinngrün schmückte das feuchte, moosige Gestein mit seinen himmelblauen Blüthen, und schlängelte sich in üppigen Kränzen zur Erde herab. Nahe Wasserfälle unterbrachen murmelnd die feierliche Stille der Gegend, und kühlender Thau erfrischte die Glieder des schönen, wandernden Jünglings. Je weiter er ging, desto süßer erwachten die Erinnerungen, desto freundlicher die Bilder der lächelnden Kindheit in seiner Seele. „Hier, hier war's,"

sagte er sich leise, „wo meine schmeichelnde Hand zuerst ihre blühende Wange streichelte; hier ist der Ort, wo wir, mit dem engen Strohhalm bewaffnet, jene durchsichtigen Kugeln in die Luft steigen ließen, deren schimmernde Farben unsre kindliche Freude weckten. Dort... plötzlich schweigt seine Lippe, schweigt jede Erinnerung der Vergangenheit. Von der Gegenwart ergriffen, steht er sprachlos, überrascht, freudig verwundert da.

Am äußersten Ende einer schwach von oben beleuchteten Grotte ruht, am Rande eines krystallhellen Wasserbeckens, in stillen Träumen seine liebliche Freundinn. Sie hatte im Innern der Grotte gebadet, und das frischer blühende Antlitz stützt sich sanft auf die zarte, blendend weiße Hand. Das gesenkte Auge gewahrt des Nahenden nicht, und auch von Camilla'n, der ferngeschäftigen, bleibt er unbemerkt. Aber Liebe und Sehnsucht ziehen mit all' ihrer Gewalt den Jüngling zu Flora's Füßen, und sein dunkles, glänzendes Auge sagt mehr noch, als seine Worte, was er empfindet. Mild ruht der Blick der lieblichen Jungfrau auf dem seinen; sie raubt dem schönen, reichgeschmückten Haupt eine Locke, und reicht sie dem Freunde. „Nimm, Floridor!“ flüstert die weiche,

silberreine Stimme, und scheint dann den blühenden Lippen den Dienst zu versagen.

Die Hand, die Lippe des Jünglings berühren zugleich die theure Gabe. Leise beugt sich des Mädchens unschuldige Stirn herab auf die seine, und zwischen den langen seidenen Augenwimpern glänzt eine Thräne. „O, Flora!" ruft er jetzt, und die Innigkeit seines Gefühls spiegelt sich in den bewegten Lauten der Stimme, „nimm diesen Ring! nimm ihn als Bürgen meiner heiligsten Treue!"

Sanft hält die Jungfrau die Hand, welche den Ring verlieh, in der ihrigen; ihre Lippe, ihr schönes, seelenvolles Auge erwiedern den Schwur der Treue so innig! Jetzt ist Floridor der innern stürmischen Bewegung nicht mehr Herr. „Flora mein! für das Leben mein!" ruft er aus, und mit leidenschaftlicher Freude umfaßt er die Einziggeliebte. „Laß uns zurückkehren zu den Unsern," bittet sie leise; „der Segen der Eltern fehlt noch zu unserm Glück!" — Und bald ist auch noch diese Weihe dem stillen Bündniß gegeben, und Floridor und Flora, der schönste Jüngling, die lieblichste Jungfran der weiten Gegend, sind nun auch die glücklichsten Verlobten.

Die reifen Jahre.

Purpurhauch verbreitete sich am Horizont; goldbesäumte Wolken schwebten leicht hin und wieder, und schienen, sich vereinend, einen dichten Schleier bilden zu wollen: doch ein kühles Abendlüftchen zerstreute sie mit mildem, wohlthätigen Hauch, und in voller Klarheit sank die scheidende Sonne hinab. Sie lächelte noch einmal, ehe sie die Erde verließ, wie eine liebende Mutter den Kindern, von denen sie sich trennen muß, noch einen letzten Blick des Trostes zurückwirft. —

Fern erschallte der Abendgruß des heerdeleitenden Stiers und der friedlichen Kühe, welche in schwerfällig eilendem Schritt unter das bekannte Obdach zurückkehrten. Bald ließen sich auch die Stimmen munterer Lämmer vernehmen, und das Glöcklein des Mutterschaafs, dessen Silberlaut sich leise in den Lüften verlor. Näher ertönte der jungfräuliche Gesang der Mädchen von Tibur, die in reinen, melodischen Tönen dem scheidenden Tage ein Ab-

schiedslied brachten. Ein Chor fröhlicher Vögel mischte seine Stimmen mit den ihren, und liebender begleitete der Jüngling, hier mit dem Haferrohr, dort mit der leichten, fern hintönenden Mandoline, den Gesang seines lächelnden Mädchens.

Seitwärts bietet ein reicher, gesegneter Weinberg seine Schätze dar. Kräftige Winzer haben schon seit Tagesanbruch durch Rufen und Ordnen ihren Eifer bei der fröhlichen Arbeit geräuschvoll verkündet; fleißige Winzerinnen lösen, knieend neben den Weinstöcken, oder leicht zu ihnen hinabgebeugt, die duftigen Trauben, und häufen sie in dichtgeflochtenen Körben. Jubelnde Kinder tragen sie weiter in die feuchten, mostbesprengten Gefäße; indeß ein Häuflein muthwilliger Mädchen einen armen, einfältig lächelnden Träger übermäßig belastet. Er scheint unter der Zahl seiner Körbe zu erliegen, schwankt, gleitet am steilen Hügel hinab, — doch jetzt hält er sich wieder, und erreicht glücklich die gewaltige Tonne, wo er mit ungeduldiger Eile sich von der allzuschweren Bürde befreit.

Weiterhin flieht ein ältlicher Winzer vor einer jugendlichen Braut, die er mit neckendem Scherz er-

zürnte. Noch einmal soll das breite Irisblatt, das Spiel der fröhlichen Kindheit, dienen, dem Alten die leicht bewegliche Lippe zu hemmen. Sie erreicht den Flüchtigen, ringt mit ihm, er gleitet, fällt, und eine leichte Wunde am Arm straft ihn härter, als das Mädchen gewollt. O, wie ist nun so schnell die Zürnende versöhnt! wie verbindet sie so sorgsam mit eben den Blättern, welche zur Rache dienen sollten, den Schaden, den ihr Muthwille veranlaßte. Und ob auch das Haupt ihres Gegners sich schon silbern zu färben beginnt, doch trägt er noch gern den Schmerz der leichten Verletzung, welchen die Hand der jugendlichen Nachbarinn so sanft und schmeichelnd zu lindern bemüht ist.

Am Fuße des Hügels sieht man unter dichtem Laubwerk eine Gruppe von Greisen gelagert, die bei Wein und jugendlichen Gedanken sich trösten über die lähmende Gewalt der Zeit. Diese Erinnerung, dieser milde Wiederschein der Jugend weckt mit leisem, flüchtigen Zauber die Gefühle der früheren Lebensjahre noch einmal. Gespräch über Vergangenheit ist dem Alter wie geistiger Sonnenschein, an dem es sich eben so gern, eben so wohlbehaglich

erlabt, als am physischen. Mit den freundlichen Bildern der Tage, welche waren, naht auch die Freude an heitern Planen für die, welche noch kommen sollen. — So ward auch jenen Greisen der Abend des Festes durch trauliche Ruhe erhellt, und der belebende Traubensaft stimmte sie nachgiebig und mild. Der bisher unerbittliche Vater füllt das Glas seines Nachbars mit perlendem Trank, bewilligt dem Sohne des alten Freundes die einzige geliebte Tochter, und Amor lächelt mit schlauer Miene dem Gotte der Reben. —

Mitten unter diesen wechselnden, ländlich fröhlichen Scenen tritt ein Mann von hoher, kräftiger Gestalt in den Weinberg, dessen edles Ansehn unwillkührlich die Blicke fesselt. Seine schöne, stolze Stirn, das schwarze, unter schneeweißem Netz verborgene Haar, die großen, dunkeln Augen, die regelmäßigen Gesichtszüge, die athletischen Formen, — Alles verkündet einen Abkömmling der Bürger jener alten Roma, der Beherrscherinn der Welt. Freude lächelt bei seiner Ankunft in jedem Blick, und auch der seine scheint Alles, was ihn umgiebt, mit heiterm Wohlwollen zu umfassen. Doch bald wendet er sich

wieder voll liebender Innigkeit auf eine junge, blühende, am Fuß einer glänzenden Silberpappel ruhende Frau.

So blond, aber frischer und lieblicher, als die Göttinn der Aehren, hält sie ein zartes Kind an ihrer Brust, das mit durstigen Zügen die milde Labung einsaugt; und ihr frohes, lächelndes Auge begegnet so gern dem des liebenden Gatten, des freundlich auf die kleine Gruppe herabschauenden Vaters. — O, wie viel Seele liegt in dem Blick, den glückliche Liebe, die Treue der Mutter belebt! Doch welcher Ausdruck von beiden der zärtlichere sey? — Fragt nicht das Auge der Braut, nicht das der liebenden Mutter! Was ihr seht, ist der nämliche Strahl, nur in verschiedener Brechung. —

Neben der schönen blauäugigen Frau sitzt auf einem Häufchen Weinranken ein kleines sechsjähriges Mädchen, dessen zartes Gesicht, hell wie der erste lächelnde Morgen im Lenz, der leichte Abriß des mütterlichen genannt werden könnte. Unter fröhlichem Lachen lehrt sie ihr niedliches Hündchen tanzen, das sich des Unterrichts weniger, als seine kindliche Herrinn, erfreut. Doch bald hört sie auf, und läßt mit eiliger Heimlichkeit einige der schönsten Trauben

in die Hand des ältern Bruders gleiten, der still von fern sitzend, auf Flora's Geheiß einen kindischen Fehler abbüßt. „Sag'," frägt das freundliche Mädchen, den bittenden Blick zu der Mutter gewendet, „ist die halbe Stunde bald vorüber?" — „Es ist noch keine halbe Viertelstunde," erwiedert sie; „und Octavio verdiente wol eine härtere Strafe, weil er dich geschlagen hat." — „Ach, Mutter, es schmerzt mich nicht!" ruft die Kleine. — „Aber du weintest doch." — „O, ich that es nur, damit er nicht noch stärker schlüge." — „Darf ich verzeihen, mein Freund?" frägt halb leise die junge Frau den neben ihr weilenden Gatten. Sein lächelnder Blick gestattet ihr Nachsicht, und sie verkürzt so gern die Strafe des harrenden Knaben. Schluchzend und reuig fällt jetzt der kleine Befreite dem Schwesterchen um den Hals, das mit seinen zarten Händen die Augen des Bruders trocknet, und ihn zugleich liebkosend auf die Stirn küßt. Bittend und schmeichelnd umfassen dann Beide die Eltern, bis das letzte Fältchen von ihrer Stirn verscheucht ist, und wandeln nun langsam, Arm in Arm wieder den steilen Hügel hinab zu den fröhlichen Kindern der Winzer.

Das zurückbleibende Paar folgt ihnen mit Blikken, in denen Liebe und zarte Sorge zugleich sich spiegelt. Das treue Auge der Eltern ist so weit hinausschauend, so beschäftigt durch Gegenwart und Zukunft zugleich! — Aber wer sind diese edeln Gatten? — Theilnehmende Seelen, wär' es noch nöthig, sie euch zu nennen? Hättet ihr den liebenden Floridor und seine sanfte Flora schon vergessen? — Jetzt, im reiferen Alter, sind Beide der Stolz und das Beispiel des Kreises, in welchem sie leben.

Durch reine Güte und wohlwollende Nachsicht mäßigt Floridor den Ernst, die zuweilen unvermeidliche, oft zurückscheuchende Strenge des Hausvaters. Seine Kinder verehren ihn, wie einen Wohlthäter, einen liebevollen Freund. Nie hat seine Gegenwart ihre Freude gestört, und selbst sein Tadel, seine Verweise wecken in den jungen Seelen mehr Schmerz, ihn betrübt zu haben, als Scheu vor der Strafe. — Flora's liebende Sanftmuth hat vor Allem beigetragen, jene rauhe Männlichkeit zu mildern, welche so oft in seinem Stolz das angeblich starke Geschlecht beibehält, das doch mit seinen Schwächen die Welt und die Geschichte ermüdet. —

Ein blühender, zehn- bis elfjähriger Knabe eilt jetzt lachend den Hügel hinan. „Mutter! Mutter!“ ruft er außer Athem, „hier ist meine Beute! Mitten im Lauf hab' ich das Häschen gefangen. Es hält die Augen zu, so fürchtet es sich!“ — „Nun,“ fragt Flora sanft, „und was willst du jetzt anfangen mit dem armen, ängstlichen Thierchen?“ — Der Knabe besinnt sich einen Augenblick, — „ach, Mutter! nicht wahr, ich muß es doch wol wieder freigeben?“ fragt er dann. — „Aber nicht hier,“ antwortet Flora; „hier würden es alle Winzer verfolgen, und es stürbe nur noch kläglicher.“ — „Du hast Recht,“ spricht der Knabe jetzt entschlossen, „ich will es wieder zurücktragen in den Wald.“ — Er geht, kommt aber schnell wieder. „Ach, ich vergaß das Turteltäubchen hier! — Sieh, ein Jäger hat's unter dem Flügel verwundet. Hilf ihm doch, mach' es wieder gesund; du kannst es gewiß!“

Lächelnd nimmt Flora den Vogel der Liebe. Sie denkt des Paares, welches ihr einst Floridor gebracht, und pflegt des Täubchens mit doppelter Sorgfalt. Sie verbindet es, tränkt es mit einigen Tropfen stärkenden Weines; jetzt regt es sich, scheint sich zu er-

holen, und jubelnd, mit freudeglänzenden Augen umhüpft der Knabe die Mutter. Nun will er eilen, den zweiten Gefangenen zu befreien; doch ernster als gewöhnlich, mit fast strengem Ton, ruft ihm der Vater nach: „Romeo, wenn du zurückkehrst, komm wieder hieher!“

Gehorsam, ist der Knabe nach kurzer Zeit wieder da. „Wo ist Lelio, der mit dem kleinen Wagen das Abendbrot für die Winzer herbeibringen sollte?“ fragt Floridor. — „Vater, er ist in Villa d'Este, und ich sagte dem Marzellin, statt seiner den Wagen zu fahren.“ — „Wer hat ihn dahin geschickt?“ — Romeo zögert einen Augenblick. „Vater, ich that's,“ sagt er dann hastig; „er sollte den Flachs abholen von der alten Antonia. Du weißt, die Mutter fragte gestern danach.“

„Du sprichst unwahr,“ antwortet der Vater streng. „Du willst mir, zwar in guter Absicht, aber doch sträflich, Lelio's Schuld verhehlen. Ich traf ihn — wie schon öfter — eh' ich ausging, berauscht und schlafend in der Scheune. — Romeo, Lüge ist Lüge, und Unrecht bleibt Unrecht; mit dem Gewissen läßt sich's nicht unterhandeln. Wärst du offen und

redlich gekommen, für den Schuldigen zu bitten, so hätte ich ihm vielleicht noch einmal um deinetwillen verziehen. Jetzt verläßt er mein Haus; er hat es schon allzuoft verdient, und mein Sohn soll nicht durch ihn lernen, den eignen Vater zu hintergehen."

Flora wendet den bittenden Blick zu dem Gatten empor; doch er senkt den seinen mit stillem Ernst. „Lelio," sagt er mit sanfter, doch fester Stimme, „soll Antheil haben an der Unterstützung, die ich meinen armen Nachbaren gebe, aber er soll nur noch als Arbeiter bei mir dienen." — Schaam und Reue sprechen aus Romeo's kindlichen Zügen; Thränen dringen unaufhaltsam aus den großen blauen Augen hervor. Doch er weiß, daß von des Vaters Beschluß keine Aenderung ist. Still ergeben fügt er sich in den Ausspruch, dessen Strenge er verschuldete, und jetzt langsam, in traurigen Gedanken, verläßt der sonst so fröhliche Knabe die Eltern.

Im nämlichen Augenblick kommt der Wagen, welcher das ländliche Mahl für die Winzer bringt. Sogleich steht die muntere, immer sorgsame Hausfrau auf. Noch einen mütterlichen Kuß dem kleinen Säugling, — dann giebt sie ihn der lebhaften, zwei

Jahre nach ihr verheiratheten Camilla. Man leert den Wagen; Flora läßt eintheilend die Speisen unter die frohen, erwartenden Gäste verspenden. Gatten und junge Mütter, von blühenden Kindern umgeben, bilden anmuthige Gruppen zwischen den grünen, geschlängelten Ranken des Weinstocks; auch manches liebende Paar vereint Zufall oder freundliche Absicht, ihm die Freude des Tages durch die willkommene Nachbarschaft zu erhöhen. Edler Orvietowein schäumt mit gelblichem Schimmer im krystallhellen Glase, und die milde Vertheilerinn bewilligt den Greisen, für die sie auch die zartesten Speisen bewahrte, den reichlichern Antheil. —

Auch für die Armen, deren sich Floridor annimmt, ist hier, wie sonst daheim, durch theilnehmendes Mitleid eine kleine Tafel bereitet, und zu ihnen wendet die sanfte Flora unwillkührlich den mütterlichen Blick am häufigsten. Keiner, der arbeiten kann, wär' es nicht etwa ein hülfloser Reisender, wird an diesen gastlichen Tisch aufgenommen, für den Floridor's Gattinn mit unermüdeter Treue sorgt. Hier gilt kein Unterschied, jeder wird gleich behandelt, keiner zurückgesetzt, keiner jemals gekränkt; hier wird

nie — wie sonst so oft im Leben — vergessen, jene geheime Zaubermacht in der Menschenbrust, die wir bald Stolz, bald Ehrgeiz, bald Selbstgefühl nennen, äußre auch im Unglück, ja im Schooße des tiefsten Elends, immer die gleiche, und selbst in schmerzlicher Aufreizung oft die verdoppelte Kraft. —

Bald verkündet sich unter den Winzern die Freude durch Gesänge; frohe, dankbare Herzen preisen das stille, ihnen verliehene Glück, und so auch am würdigsten den ewigen Spender jeder beglückenden Gabe. — Scheidend wirft die sorgsame Flora noch einen heitern, beifälligen Blick auf dies lebende Gemälde ländlicher Freude, ländlichen Friedens, und kehrt dann zu dem liebenden Gatten zurück, der, eh' er mit ihr den Weinberg verläßt, noch freundlich überredend zwei Greise versöhnt, die, treue Gefährten seit ihrer Kindheit, durch einen unglücklichen Prozeß die bittersten Feinde geworden waren. —

„Mein Freund,“ beginnt im Zurückgehen die immer milde, wohlwollende Flora, „vergönne mir eine Bitte. Unsere Nachbarinn Simonetta zürnt, und will die verwais'te Tochter der einzigen Schwester verstoßen, weil sie den jungen Giovanni, ihren

Verwandten, heimlich, wider den Willen der strengen Beschützerinn, gesehen. Die arme Kleine! ach, sie bedurfte wol eines Wortes tröstender Liebe! so ließ sie sich durch ihr eignes Herz und durch Giovanni's Ueberredung verleiten. Simonetta entdeckte es, und, vielleicht froh des willkommenen Vorwandes, will sie jetzt der Verlassenen alle Unterstützung entziehen. Laß mich ihr Schutz geben, bis sie auf andere Weise versorgt werden kann, oder bis vielleicht die zürnende Verwandtinn zu versöhnen ist. Die Arme ist so trostlos!"

Ein augenblicklicher Zweifel drückt sich in der Miene des Gatten aus. „Simonetta," sagt er, „hat das Mädchen an Kindesstatt angenommen. Laß nun die Mutter entscheiden, ob sie nicht Ursache hat, ihr zu zürnen." — Flora senkt das schöne mitleidige Auge. „Es ist wahr," antwortet sie, sanft erröthend, wie in den Tagen der aufblühenden Jugend, „aber — o mein Freund, was wäre denn Nachsicht; erbarmte sie sich nicht auch der reuigen Schuld!"

Diesen Worten, dieser jugendlich holden Anmuth in den Zügen seiner edeln Gefährtinn wider=

steht Floridor nicht. „Nun denn,“ erwiedert er lächelnd, „unsere Tochter ist erst sechs und ein halbes Jahr alt; handle, wie dein Herz dir es eingiebt. Ich will suchen, für Giovanni zu sorgen. Daß er arm ist, gilt wol unserer Nachbarinn für seinen bedenklichsten Fehler; und kann eine kleine Pachtstelle, die ich ihm gebe, sie versöhnen, so sey diese Zuflucht ihm und dem Mädchen bewilligt, dessen du dich mitleidig annimmst.“ — Er spricht's, und indem sie so von Neuem darauf sinnen, Glück und Freude um sich zu verbreiten, haben sie die Thür des friedlichen Häuschens erreicht, in dem sie als Kinder schon spielten. — —

Es ward später und später; der Abend wandelte sich in Nacht. Ein sorgsamer Hausvater, hatte Floridor einsam in seinem Arbeitszimmer die Einnahme und Ausgabe des Tages berechnet. Jetzt gedachte er seiner Kinder, wie er für sie seine Habe mehren, wie er sie einst verwenden wollte für sie. Die Zukunft trat lebhaft vor seinen Blick, und manche Sorge, doch auch manche fröhliche Hoffnung, erwachte in seiner Brust. — Plötzlich wird er in seinen Träumen durch verwirrtes Geschrei, durch ein Geräusch, wie

von fernem Sturme, gestört. Der Lärm nimmt zu, die Thür geht auf, und bleich, nur halb gekleidet, stürzt Flora herein. „Feuer! Feuer!" ruft sie mit bebendem Ton. „Ich rettete deine Kinder! rette meinen Vater!"

Schnell, wie des Blitzes Gewalt, dringt er in des Greises Zimmer, und trägt ihn mit kräftigem Arm hinaus an den Platz, unfern von dem brennenden Hause, wohin Flora mit ihren Kindern flüchtete. Kaum ist er über die Schwelle der Thür, so stürzt der Fußboden des Zimmers hinter ihm ein, und Rauch- und Feuersäulen steigen in zwiefacher Höhe zum Himmel empor. —

Jetzt wirft Floridor prüfende Blicke auf diejenige Seite des Hauses, welche er bewohnte, und stürzt sich dann von Neuem, unerschrocknen Muthes, in die Gefahr. Flora kann ihn nicht hindern; von Angst überwältigt, ist sie ohnmächtig an die Brust ihres Vaters gesunken. Romeo schreit laut auf, und will ihm folgen; ein ernst gebietendes Wort hemmt seine Schritte. Muthig dringt der entschlossene Vater durch Rauch und Flammen wieder in sein Zimmer, rettet seine Papiere, Flora's kleinen Schmuck, und kehrt

dann schnell und glücklich zu den Seinigen zurück. — Die Hände und das Gesicht halb verbrannt, kommt einige Minuten später der verabschiedete Lelio, einen Theil des besseren Hausgeräths zu bringen. Er kreuzt die Arme über der Brust; sein gesträubtes Haar, sein wildes Ansehn, sein irres Auge, — Alles verräth die furchtbare Erschütterung seiner Seele.

„Herr!“ beginnt er endlich mit der Kälte der Verzweiflung, — „ich habe im Rausch den Brand veranlaßt. Vernichtet mich Elenden!“ — Einen Augenblick sprachlos blickt ihn Floridor an. „Unglücklicher!“ ruft er dann, „du bist hart gestraft! Ich kann dir nicht zürnen in dieser Stunde! Gehe hin, bessere dich, und ich will dir Arbeit geben, wie bisher.“ — Dann wendet er sich zu der weinenden Flora. „Trockne deine Thränen!“ spricht er mit mildem, beruhigenden Ton. „Wir haben viel verloren; doch bin ich im Besitz einer kleinen Summe, die auf ein Jahr für uns ausreichen wird. Dann verkaufe ich auch jenes Feld dort, dessen Werth ich verdoppelte; wir bauen unsre friedliche Wohnung wieder auf. — Sieh, hier ist dein Vater, hier sind deine Kinder: tröste dich!“ — Da sinkt die

unaussprechlich bewegte Gattinn wortlos in die Arme des treuen Lebensgefährten, und in einer Rührung, in einem Dankgefühl verschmilzt ihre Seele mit der seinen.

Das Alter.

O Italien, heiteres Land! auf deinem glücklichen Boden muß man die Bilder nicht suchen, den Winter mit seinen Eiskrystallen zu schildern. Du, o freies Helvetien, mit deinen unermeßlichen Gletschern, deinem nie schmelzenden Schnee, trägst seine bezeichnenden Spuren. Du, Germania, auch, mit deiner nordischen Tanne, die deinen Bewohnern zugleich des vergangenen Lenzes Erinnerung, des künftigen Hoffnung verleiht. Gefesselt starrt der Strom in deinen erstorbenen Fluren, und der flüchtige Fuß des fröhlichen Knaben schwebt leicht über seiner gehärteten Fläche dahin. Schüchterner wandelt die Jungfrau am Arm des Jünglings auf der geglätteten Bahn; und gleich Vögeln der Luft, umkreisen Schrittschuhläufer das Paar in leichter Bewegung. —

Aber die Lust ist so karg, und das Leid so herb' in des Winters stürmischen Tagen. Seht dort die zitternden Kinder! Mit erstarrter Hand sammeln sie kärgliche Reiser, sich in der verfallenen Hütte vor

schneidender Kälte zu schützen. Mangel und Elend spricht aus ihren bleichen Gesichtern, und ihre Noth wird verdoppelt durch die quälende Härte der Jahrszeit. Arme hülflose Wesen! möge ein fühlendes Herz, wie das der sanften Flora, sich mitleidig eurer erbarmen! —

Und der verirrte, zagende Wanderer — wie ringt er mit Frost und Ermattung! Der Abend kommt; es dämmert, dunkelt, funkelnde Sterne erhellen von Neuem die schneebedeckte Bahn. Immer ängstlicher schlägt des irrenden Wanderers Herz, immer enger wird ihm die Brust, die wankenden Füße scheinen den Dienst zu versagen. Er denkt der harrenden Gattinn, der zurückgelassenen Kinder, und sammelt noch einmal mit Anstrengung die schwindende Kraft. Vergeblich! mitten im Kampf beschleicht ihn der todverkündende Schlummer. Er sinkt betäubt in sein schneeiges Grab — kein Blick hat ihn lebend wieder gesehen. —

Und ach! in der Freude selbst umschlingt, vom eisigen Winter geleitet, die Hand des Todes das blühende Leben. — Glockenläutend fliegt der geschmückte Schlitten in fröhlicher Eile über die schimmernde

Bahn. Der Bräutigam fährt die liebliche Braut; ihre Wange färbt höheres Roth, das Auge glänzt heller; sie ist das Bild der frischesten Jugend. Mit anmuthiger Bewegung wendet sie das zierliche Haupt zu dem liebenden Freunde, ihm ein heiteres, scherzendes Wörtchen zu sagen. Ach, da bricht unter dem Fuhrwerk die tückische Bahn! ein Schreckensruf, ein ängstlicher Seufzer — das herrliche Paar ist verloren. Noch glücklich, daß ihm das strenge Schicksal vergönnt, in einer Stunde zu sterben. —

Doch hinweg, hinweg, ihr dunkeln, nächtlichen Bilder! Kehre wieder vor meinen Blick, o heiteres Italien! und du, zu lange vergessenes Tibur. Wen erblick' ich am Fuß des sibyllinischen Tempels, der, auf hohem Hügel erbaut, zwischen seinen edel geformten Säulen weithin den tiefblauen Himmel zeigt! — Es ist ein hochbejahrtes, ehrwürdiges Paar; die Hand des Gatten deutet auf das ehrwürdige Monument, und sein liebender Blick scheint zugleich die Gefährtinn an vergangene Zeiten zu mahnen. „Ja,“ spricht sie jetzt mit zitternder, aber noch sanfter und wohlklingender Stimme, „hier, hier ist es, mein

Floridor! Nun laß uns zurückkehren; die Luft ist so kalt. Wir machten heute schon einen weiten Weg; laß uns bis zu einem andern Tage den Gang zu dem großen Wasserfall verschieben.“ Er reicht ihr die leitende Hand, und langsam nehmen sie den Weg, der an ihre stille Wohnung zurückführt. —

Die einst so stolze Gestalt des edeln Greises war jetzt durch den Druck der Jahre leicht gebeugt, aber die heitere Stirn wandte sich dennoch zum Himmel empor. Schönes silberweißes Haar umschattete sein ehrwürdiges Haupt, und fiel in großen Locken auf seine Schultern herab. Durch das Alter mit einem leichten Schleier bedeckt, hatten seine großen dunkeln Augen einen Theil ihrer durchdringenden Klarheit verloren, aber sie waren um desto sanfter und liebender geworden. Seine Arme schienen noch nervig; alle seine Bewegungen waren mehr langsam, als kraftlos. Nur wenn er eine Höhe hinan oder hinab stieg, wenn der Boden ungleich war, schwankte sein Fuß; dann mußt' er den stützenden Stab, den Vorboten des Grabes, zu Hülfe nehmen. Er dünkte den Blick ein Athlet, durch allzuschwere Last gebeugt; und diese Last — war ein Jahrhundert. —

„Ach hier,“ beginnt die sanfte Flora mit gerührter Stimme, „hier ist die Wohnung unserer armen Camilla!“ — „Sie zählte erst neun und sechzig Jahre, als wir sie verloren,“ entgegnet der Greis. — „Aber ach!“ erwiedert Flora, „sie war immer so schwach, und dann hatte sie so manchen Kummer durch den Gatten. Er war nicht wie mein Floridor. O diese kalten Menschen! sie thun so oft weh, ohne es zu fühlen; sie thun schon weh, weil sie nicht fühlen. — Ich habe manche Thräne vom Auge der Armen getrocknet.“

Ihr antwortet nur ein liebender Blick des Gatten, und langsam setzen sie ihren Weg fort. „Dort,“ spricht jetzt Floridor, mühsam seine schmerzliche Bewegung beherrschend, „dort in dem niedrigen Häuschen wohnte mein treuer Gennaro. Redlicher Freund! auch du bist nicht mehr. Auch dein sanftes, liebendes Herz ist längst schon von kalter Erde bedeckt!“ —

„Und Vicnenzo! und Lamberti! und mein Bruder!“ antwortet Flora trauernd. — „Und mein guter Oheim Lorenzo, der mich als Knaben so liebte!“ setzt ihr Gatte hinzu. — „Ach, und meine Mutter, mein Vater, meine zweite Tochter Sidonia!“

seufzt seine alte Freundinn, und heiße Thränen rollen über ihr ehrwürdiges Gesicht. — Beide schwiegen lange. „Liebe, treue Genossinn meiner heitern, wie meiner trüben Tage," begann endlich Floridor, und drückte sanft die Hand der zitternden Gattinn zwischen den seinen, — „Alles will erkauft, Alles bezahlt seyn auf Erden. Schmerzliches Scheiden von den geliebtesten Freunden ist eine harte Steuer, welche die Zeit mit Strenge vom langen, kräftigen Leben fordert. Wir lebten, wir ergrauten mit einander. Laß uns Gott danken!" — —

Still, und immer langsamer wandelnd, kehrten sie nach Hause zurück. Beide erfreuten sich dort einige Augenblicke der Ruhe, die ihnen so nöthig geworden war; dann wählte Floridor, wie gewöhnlich jeden Morgen, ein frommes Buch, und theilte manches erhebende Wort, manche ansprechende Stelle daraus der aufmerksamen Gattinn mit. Sein Auge war stärker geblieben, als das seiner alten Freundinn; allein nach einiger Zeit röthet sich dennoch das tiefer sinkende Augenlied, und die sorgsame Flora mahnt ihn, für heute zu enden. Jetzt steht er auf, die nachlässige Morgenkleidung

mit einer sorgfältigern zu vertauschen. Das schöne, silbergraue Haar wird glatt und einfach geordnet; die schneeweiße Wäsche, der feine, dunkle Stoff des Kleides stehen dem alten Manne noch wohl. Flora lächelt gutmüthig der achtsamen Sorge. „Giebst du mir denn nicht das Beispiel?" fragt er freundlich mit heiterem Scherz. „In der Jugend läßt sich vielleicht so strenge Sorgfalt entbehren. Auch ohne sie kann die stolze Jünglingsgestalt dem Auge der holden Freundinn gefallen. Aber im Alter — und wenn man vollends, wie ich, am nächsten Tage hundertjährig ist . . ."

„Morgen? Ja, es ist wahr, wirklich schon morgen!" rief Flora überrascht. „O, mein Freund! dann feiern wir zusammen das gleiche seltene Fest; ich bin ja an einem Tage mit dir geboren. — Ach, wollte Gott," setzte sie hinzu, und wandte die einst so schönen Augen zum Himmel, in denen, trotz des Alters, noch mancher Funke nie verlöschenden geistigen Feuers strahlte — „ach, wollte Gott, daß auch am nämlichen Tage . . . ." Sie schwieg; eine Thräne entfiel ihren ergrauten Wimpern, und mitleidige Engel trugen diese Thräne vor den Thron des Ewigen.

— Floridor verstand den Gedanken seiner treuen Gefährtinn, und ein Seufzer war seine Antwort. — Tiefes Schweigen folgte diesen unwillkührlichen Regungen des Schmerzes und der Liebe.

„Sieh!" sprach dann Flora mit milderer Rührung; „kennst du noch dies Geschenk deiner schüchternen Geliebten? Ich habe es diesen Morgen in dem Kästchen von Ebenholz gefunden, welches unsere wenigen Kostbarkeiten verschließt." Sie zeigt ihm eine schöne, lichtblonde Locke, und augenblicklich erkennt sie der Greis. „O Gott!" ruft er, und seine Hände falten sich fest in einander, und das fromme Gefühl, welches in der reinen Brust jede tiefe Rührung begleitet, beugt die edle Stirn sanft herab, — „ja, sie ist es! du gabst sie mir unter den Felsen der großen Cascade. Das ist dasselbe weiß = und purpurfarbene Band, welches sie damals umschlang! — und mehr als achtzig Jahre sind seitdem verflossen! — O, wie Vieles ist in dieser langen, langen Zeit meinem Geiste vorüber gegangen, wie Vieles hat mein Herz bewegt! . . ."

Mit stiller Innigkeit betrachtete er noch lange die Locke, welche ihm so süße Erinnerungen zurück-

rief. „Die hat sich nicht verändert, begann Flora sanft, und lehnte ihr ehrwürdiges Haupt an die lebhafter schlagende Brust des Gatten, vor dessen Blick in dieser Minute noch einmal das Bild der holden, jugendlichen Braut in seiner ganzen Klarheit trat. — Sie hielten sich liebend umfaßt; ein Tropfen des reinsten, mildesten Himmelthaus sank in die Herzen des ehrwürdigen Paares herab. —

Wohl dem, dessen Blick sich mit Freudigkeit rückwärts, mit Freudigkeit wieder in die eigene Brust wenden darf! — Mächtige, unerbittliche Vergangenheit! furchtbare Tochter der Zeit! Nur dein Wiederschein erhellt oder trübt die Neige des Lebens; nur du allein bist unser. Die Schatten der Zukunft wanken und schwinden vor unserm verlangenden Blick; und die Gegenwart flieht, gleich eilenden Wellen des Meers. Ihre unaufhaltbare Riesenmasse entweicht unter der Hand, welche sie fassen will, und mit ewig erneuter Gewalt stürzt sie im Lauf den himmelan strebenden Felsen. —

Doch wenden wir uns wieder zu unserm treuen, getrost auf die vergangenen Tage zurückblickenden Paar, das jetzt am traulichen Kamin in heiteren Ge-

sprächen weilt. Unvermerkt verwickelt sich Floridor in eine lange Erzählung: fast beschämt bricht er ab, und erinnert sich selbst, daß ermüdend erzählen die Schwäche des Alters sey. Indem tritt Romeo, der einst so rasche Knabe, jetzt auch schon zum Greise geworden, herein. „Willkommen!" tönt ihm der freudige Gruß der Eltern entgegen. Er bleibt bei ihnen zu Tisch; das Mahl wird heiter, und Floridor vergißt zuweilen den eben gefaßten Vorsatz, nicht zu erzählen; das Bedürfniß der Mittheilung, der Reiz der Erinnerung siegt. Nur Flora bemerkt es mit jenem milden, feinen Lächeln, welches einst ihrem jugendlichen Gesicht zwiefache Reize lieh; und ihr sanftes Auge ruht liebevoll, bald auf dem Gatten, bald auf dem Sohne.

Jetzt schaut ein junges, blühendes Mädchen durch die Spalte der halbgeöffneten Thür. Freundlich winkt ihr Floridor, näher zu kommen. „Lieber Urgroßvater!" sagt sie mit bescheidenem, ehrenden Ton, „mein Großvater Ottavio feiert seine goldene Hochzeit; er hat das Fest auf morgen versetzt, weil dann dein und der guten Aeltermutter Geburtstag ist. Unsre ganze Familie ist beisammen; wir werden bei-

nahe zweihundert seyn. Aber fehltet ihr bei der Feier, so würde der Freudentag für uns zu einem Tage der Trauer. Alle bitten, daß ihr doch auch kommen, daß ihr noch einmal im Kreise aller eurer Kinder gegenwärtig seyn möget."

Die ehrwürdigen Alten versprachen es, und legten, wie einverstanden, in dem nämlichen Augenblick die segnende Hand auf das Haupt der holden, ehrfurchtsvoll niederknieenden Jungfrau. Dann verließ die liebliche Lauretta die heilige Wohnung des Friedens und der Treue; nur einmal noch blickte sie, schon an der Thür, zurück in Flora's klares, sanft forschendes Auge, und ein leiser Hauch von Wehmuth schwebte mild, fast verschönernd, über ihrem zarten Gesicht.

Flora kennt den Grund ihrer stillen Trauer. Sie liebt, doch ihr Erwählter ist arm, und sie hat zwei ältere Schwestern, deren Ausstattung der ihrigen vorgeht. „Lieber Freund," bittet jetzt die so gern erfreuende Aeltermutter, „ich habe einige Kostbarkeiten, die mir sehr unnütz sind; laß mich . . ." „Nicht doch!" unterbricht sie Floridor lächelnd, „sie sollen dich morgen noch schmücken. Doch wir legten

eine kleine Summe zurück. Wozu die Vorsicht in unserem Alter? Im hundertsten Jahr wird Sorge für die irdische Zukunft zur Schwäche. Nimm das Geld, mein Sohn Romeo! Ich wünschte weder Geheimniß, noch Aufsehen in dieser kleinen Angelegenheit; aber laß morgen Lauretta und Amatino als Verlobte bei unserem Feste seyn." —

Früh schon am folgenden Tage dringt eine Schaar lieblicher Kinder, von der glücklichen Lauretta geführt, in die Wohnung des hundertjährigen Paares. Kein Glückwunsch, keine gewählte Anrede! süße Liebkosungen, die reine, schuldlose Freude der Kindheit waren die Gaben, welche Floridor's und Flora's Erwachen verschönten. — O Natur! Liebe! Unschuld! euer Zauber bleibt ewig derselbe. Es giebt keinen rührendern Anblick, als den eines Greises, von liebkosenden Enkeln umringt. —

Flora, deren edler, auch im Alter noch schöner Wuchs sich unter der Last der Zeit ungebeugt erhalten hatte, trat, umgeben von ihren jüngeren Verwandtinnen, den Weg zu dem festlichen Saale an. Ihre glänzend weiße Kleidung war einfach, doch gewählt. Mütterlicher Stolz strahlte auf ihrer Stirn, und um

die einst so frischen, jetzt vom Alter entfärbten Lippen schwebte das milde Lächeln des Wohlwollens. — Von seinen Erstgeborenen begleitet, folgte, nur wenige Schritte von ihr entfernt, Floridor. Lichte Sonnenstrahlen umgaben mit einer dreifachen Glorie die Stirn des edeln Greises; der Himmel selbst schien Theil zu nehmen an diesem Familienfest. —

In einem der Säle der Villa Adriana, an dessen Enden man große Tafeln bereitet hatte, wurde das ehrwürdige Paar mit lautem Freudenruf empfangen. Bald folgte eine tiefe Stille. Floridor und Flora bekamen den Ehrenplatz, ihnen zur Seite das Paar, welches seine goldene Hochzeit feierte. Der ehrwürdige Patriarch stand auf, richtete ein inniges Gebet an den allgegenwärtigen Vater, und segnete dann das Mahl.

Die Hausväter, ihre Gattinnen und die jüngeren Kinder waren um eine große, zirkelförmige Tafel vereint. Jünglinge und junge Mädchen bedienten sie; unter ihnen am eifrigsten Lauretta und Amatino. Kein einziges fremdes Mitglied war in dem weiten Kreise der zahlreichen Versammlung. —

O, wer beschreibt die milden Gefühle, die hei=

tere Traulichkeit, welche in den gewölbten Hallen jener alten Villa diesem heiligen Feste seinen Reiz, wie seinen Werth gaben? — Vielleicht könnte der Dichter sie singen; aber der tieffühlende Mensch schweigt, und betet die Weisheit und Liebe des Ewigen an. — —

Plötzlich ward ein leises Murmeln gehört; das Geräusch vermehrt sich, die Gäste werden unruhig, und einige Stimmen flüstern: „Es ist Anselm, der verirrte Sohn Ottavio's.“ — „Wie?“ ruft aufstehend der erzürnte Vater, „der strafbare, schuldbeladene Anselm wagt es, durch seine Gegenwart diesen heiligen Ort zu entweihen?“ — „Erbarmen! Erbarmen, mein Vater!“ wiederholt ängstlich und flehend der reuevolle, unglückliche Sohn. — „O, mein Ottavio, denk' an Gottes Barmherzigkeit, und vergieb gleich ihm!“ sprach jetzt mit der rührenden Milde des Alters der edle Floridor. Der Zurückgekehrte sank vor ihm, vor dem strengen Ottavio nieder: und der Vater, die Geschwister, die Freunde, Alle verziehen ihm. Weinend in Wehmuth und Freude, setzte er sich mit zu dem heiligen Mahl; Nachsicht und Versöhnung krönten die Feier des Tages. —

Am Abend geleitete die ganze Versammlung die edeln hundertjährigen Lebensgefährten in ihre friedliche Wohnung zurück. Der Himmel war still und klar, wie die Stimmung des treuen, würdigen Paares. — Am andern Morgen kamen die erstgeborenen Söhne, von der blühenden Lauretta begleitet, das Erwachen der Eltern zu erwarten. Sie harreten lange, sehr lange; unruhig ging endlich der alte Romeo zögernden Schrittes hinein; Lauretta folgte ihm. Tiefe Stille war in dem kleinen, dämmernd erhellten Gemach. Mit schüchterner Hand öffnet die Jungfrau des Bettes dichtgeschlossenen Vorhang, und sinkt aufschreiend, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, zur Erde nieder. Floridor und Flora schlafen — sie schlafen den langen, tiefen Schlummer des Todes. — Flora's Haupt ruhete auf der Brust des Gatten, und die Augen des Greises waren zum Himmel erhoben, doch unbeweglich und starr. Die edelen Züge des dahin geschiedenen Paares schienen ruhig, und hatten keine Veränderung erlitten. Nur ihre Hände waren so fest in einander geschlungen, daß keine menschliche Macht jemals vermochte, sie wieder zu trennen. —

Ein banger, schmerzlicher Seufzer entwand sich der Brust des alten Romeo. Dumpf tönte er wieder in der Schaar der hinzugeeilten, jetzt, wie in frommem Gebet, um das Lager knieenden Verwandten; und dieser Klagelaut des Todes verbreitete sich in wehmüthigem Nachhall durch den weiten Umkreis des alten Tibur. —

Ein Sarg umschloß die im Tode, wie im Leben Verbundenen. In stummer Trauer geleitete der lange Zug der Kinder, der Enkel und Urenkel sie zur letzten Ruhestatt; und mit schwacher, halbgebrochener Kraft grub die zitternde Hand des alten Romeo die folgende Inschrift auf ihren Grabstein:

Hier ruht die sterbliche Hülle
Zweier hundertjähriger Gatten:
Floridor's und Flora's.
Sie liebten sich, seit sie waren,
Alterten mit einander,
Starben an einem Tage.
Wanderer, wer du auch seyst,
Eroberer, Hirt, oder König,
Beneide dies glückliche Paar!

Sonnenschein am Abend.

„Aus fernem Lande leisen Kuß,
Aus fernem Land der Liebe Gruß
Bring', Abendhauch, den Meinen!
Ihr lichten Sterne, klar und mild,
O, wollt manch freundlich Hoffnungsbild
In ihre Seele scheinen!"

„Wie wähnt' ich mich den Trauten nah'!
Im Geist mein Heimathland schon sah:
Noch war mir's nicht beschieden.
O Vater du! so reich an Macht,
Laß enden der Verwüstung Nacht,
Verleih' uns bald den Frieden!"

Ernst und sehnsuchtsvoll am Fenster der Wohnung, wo er, ein unwillkommener Gast, jetzt zu Hause war, in's klare Blau des gestirnten Himmels

schauend, sang Otto von Scharfeneck, ein edler böhmischer Graf, dies Liedlein in die stille Nacht hinaus. Innig lebte das Verlangen nach der Heimath und den Geliebten, die er dort verließ, in seiner Brust; um so inniger, da erst vor Kurzem die schöne Hoffnung des nahen Friedens ihm, wie so vielen Anderen, zur bitteren Täuschung geworden war. Seit Jahren schon stand er, ein wackerer Streiter, beim Heer des deutschen Kaisers in Italien, und selten nur kam eine arme schriftliche Kunde von den Seinigen zu ihm dorthin. Als nun die frohe Aussicht zur baldigen Heimkehr immer sicherer und sicherer zu werden begann, hatt' er schon heimlich manche kleine Gabe, nur in dem fremden Lande zu finden, für seine Kinder gekauft, hatte schon ein stattlich Gewand von feinem italischen Stoffe für Frau Marien, seine Gattinn, ausgewählt, und sich gar manchmal in einsamer Nacht der heitern Stunde gefreut, wo er die freundliche Spende mit liebevollen Worten ihnen werde reichen können. Doch jetzt, beim trüben Verschwinden jener Aussicht, räumte er seine Gaben in den fernsten Winkel seiner Wohnung, sich selbst so weit aus den Augen, als er es immer ver-

mochte;" denn — so dacht' er in den ersten Tagen mit unmuthigem Herzen — soll das Alles nicht eher in ihre Hände kommen, als bis du selber es einst unter sie austheilen kannst: ach, wer weiß? dann mögen ja vielleicht noch Jahre vergehen, ehe es endlich einmal in ihre Hände gelangt!" —

Allein so geschah es nicht. Die Zeit, welche er in des getäuschten Sinnes mißmüthiger Uebertreibung noch so weit hinaus versetzte, war dennoch nicht mehr fern. Schon der erste Gruß des nächsten Maimonds fand ihn auf dem Rückwege in die Heimath. Er sah sich am Ziel seiner sehnlichsten Wünsche. Aber ach! der milde, lächelnde Schimmer der Freude täuschte noch einmal. Es waren nicht Stunden des Glücks, die daheim seiner warteten.

Schon ungewöhnlich lange war er ohne alle Nachricht von den Seinigen geblieben, und doppelt sehnte er sich jetzt aus diesem Grunde, die Heimath zu erreichen. Als er nun endlich den geliebten vaterländischen Boden wieder betrat, sandte er sogleich ein Schreiben voraus, um daheim seine baldige Ankunft zu berichten. Zugleich begehrte er, daß ihm doch so weit als möglich Kunde von seiner Gattinn

und seinen Kindern entgegen gesandt werde, deren er schon zu lange habe entbehren müssen. — So hatte sein unruhiges, während der Reise mehr als einmal in bänglicher Sorge befangenes Gemüth es ihm eingegeben.

Es geschah, wie er verlangt hatte. Doch als jene Kunde, so sehnsuchtsvoll erwartet, so ungeduldig begehrt, ihn nun erreichte, — da war sie so trüb' und beklemmend, daß vor ihrer finstern Gestalt alle Freude der Heimkehr auf einmal dahin schwand. Frau Maria war schon seit zwei Monden gefährlich erkrankt, und man fürchtete für ihre Tage. —

Wohl Allen, die nicht aus eigener bitterer Erfahrung den Eindruck solcher Schreckensbotschaft kennen; denen nur Ahnung es sagt, mit welchen Gefühlen der arme Graf nun den Rest seines Weges zurücklegte. — Rastlos eilte er, nicht Ruhe findend bei Tage noch Nacht, bis er das Ziel der Reise vor sich sah. Es war an einem trüben, regnigen Juniustage, als er endlich, ziemlich spät Abends, das Thor seines Schlosses erreichte. Alles war still und einsam; kein Laut auf der Flur, kein Laut im Hofe zu hören. Nur ein leises, trauriges Lied tönte aus

einem Seitenflügel des Gebäudes ihm entgegen; und ach! ihm erklang's wie ein Sterbelied. Bänger und bänger ward ihm zu Muth; die Qual der Erwartung nicht länger tragend, klopfte er ungeduldig zum zweitenmal um Einlaß. Da eilte, so schnell der Druck der Jahre es ihm vergönnte, der alte, im Dienst ergraute Pförtner herbei, den Riegel zu öffnen. Er erkannte sogleich seinen Herrn, und ein wehmüthiges: „O jetzt! jetzt! in dieser Stunde!" entfloh seinen Lippen.

„Wie ist's, Alter?" fragte der Graf mit gepreßter Stimme. „Sag' mir die Wahrheit! wie steht's mit Frau Marien?" — „Ach, Herr!" erwiederte der Alte leise, und eine Thräne stahl sich in sein sonst lange schon trockenes Auge, — „noch wacht sie, aber sie wird bald einschlafen; und wenn ihr sie gern noch einmal sähet, eh' es Nacht wird — o so mögt ihr wol bald kommen!"

Zu viel nur sagten diese Worte, der zitternde, schmerzliche Ton, in welchem sie gesprochen wurden, und die Thräne im Auge des alten Mannes. So wankte denn bebend, mit bänglich klopfendem Herzen, der wackere Otto, der sonst so kühn und frei dem

Tode in's Auge zu schauen gewohnt war, die Stufen hinan, welche ihn zu der geliebten, nur halb noch dem Leben angehörenden Gattinn führten. — Die Stunde des Wiedersehens ward zugleich die Stunde des Scheidens. Auch brechend erkannte ihn noch Mariens treues Auge; noch einmal reichte sie ihm die bleiche, schon erkaltende Hand, stammelte kaum hörbar: „O, mein Gemahl! meine Kinder — sind nun nicht verlassen; jetzt sterb' ich ruhig!" und war für das Erdendaseyn dem hartgetroffenen Gatten unabwendbar verloren. —

Wie doch in der Lebensrechnung, die wir entwarfen, ein einziger Irrthum so Alles, Alles verrücken kann, und wie wir dennoch immer gleich unermüdet von Neuem entwerfen und rechnen! — Wo waren jetzt die süßen Träume vom ersten Wiedersehen, vom ersten stillen Walten in der Heimath geblieben, welche der Graf so oft im fernen Lande sich schön und fröhlich ausgemalt hatte? Ach, alle waren zerstört, alle waren umgewandelt! und selbst die alten bekannten Umgebungen dienten nur, seinen Schmerz zu schär-

fen, und ihn noch bitterer an das reine, jetzt auf immer entschwundene Glück seiner früheren Tage zu mahnen.

Oft war es ihm dann auch wieder, als sey er immer noch gar nicht daheim; als sey das gar nicht dieselbe Wohnung, dieselbe ländliche Flur, wo er sich einst mit so frohem Herzen heimisch fühlte. Stand doch das freundlich einsame Schloß, wo sonst Alles Frieden und Heiterkeit athmete, jetzt so traurig und verödet da! Der Tod hatte seine finstere Schatten darüber gebreitet; das Licht der Liebe, von dem es erhellt ward, war ausgelöscht; und nie, so schien es dem Grafen, werde sich ein anderes finden, das ihn wieder leuchte auf dem verdüsterten Pfade seines Lebens.

Mehrere Monden verlebte er in der tiefsten Schwermuth. Der Schmerz war ihm bisher so fremd gewesen; jetzt schien er auf einmal die ganze Schuld abtragen zu sollen. Keine Stille, keine Fassung wollte in sein Gemüth zurückkehren. Selbst sein blühender Knabe, und Mathilde, das zarte Töchterlein, vermochten kaum auf Augenblicke ihn seinem finstern Trübsinn zu entreißen. Ja, in manchen Stunden

schien es sogar, als ob ihre Aehnlichkeit mit der geliebten Verlorenen das tiefe Leid seiner Seele nur noch herber und schmerzlicher aufrege.

Als er nun auch eines Tages, mit einem Lächeln, das trostloser war, als die bittersten Thränen, von fern in Mathildens kindliches Gesicht schaute, und beschäftigt schien, die Züge der entschlafenen Gattinn in den ihrigen wieder aufzusuchen, fügte es sich, daß die Kleine plötzlich, als falle ihr etwas Vergessenes ein, ihr Spielzeug hinwarf, mit sichtlicher Eile das leichte, im Winkel stehende Wasserkrüglein ergriff, und wortlos hinabeilte in den Garten. „Sie will die Rosenstöcke der Mutter begießen," sprach, ihr freundlich nachschauend, der alte treumeinende Schloßkaplan. „Die wackere Frau empfahl sie ihr noch in den letzten Tagen. Sie werde ihrer dabei gedenken, meinte sie wol."

Sanft, doch mit leisem Vorwurf, heftete sich jetzt sein Blick auf den Grafen. „Das Kind hält den Auftrag der scheidenden Mutter heilig," sagte er. „Euch hat sie auch zwei edle Bäumchen zur Pflege empfohlen; doch sah ich noch nicht, daß ihr Sorge für sie trugt. Und vermögt ihr denn nach-

zuholen, gleich der Kleinen, was ihr versäumtet?"

Diese Worte schienen den Grafen zu ergreifen. „Ihr habt Recht," sagte er, und reichte zum erstenmale mit milderer Trauer dem alten Manne die Hand. „Es soll besser werden! Ich dank' euch!" — Und es ward besser seit dem Tage; und er lernte in der lohnenden Sorge für Mariens Lieblinge zuerst wenigstens das Leben wieder tragen, bis endlich Vaterfreude das stille Lichtlein ward, das allmählig sanft und tröstend auf seinem einsamen Wege zu schimmern begann. —

Doch auch dies Licht, so mild und wohlthätig es ihm erschienen war, ward nach einiger Zeit nicht selten getrübt durch einen bösen Flecken, den er mit Bekümmerniß in Kurds, seines sonst so hoffnungsvollen Sohnes, Gemüth wahrnahm. Es war eine wilde Heftigkeit, ein aufbrausender Zorn, dessen Herr zu werden der Knabe sich auch gar nicht einmal ernstlich bemühte. Umsonst mahnte ihn der Vater, daß nicht Kraft, sondern Schwäche sich in diesem thörichten Ungestüm spiegele. Wenn vor seinem flammenden Auge Mathilde schüchtern zurückwich, wenn er die nämliche Scheu auch bei manchen Kindern der

Unterthanen seines Vaters gewahr ward, dann kam er sich in dem getadelten Fehler keck und entschlossen vor, und ließ es sich immer weniger kümmern, wie er ihn überwinde. So wurzelte das Unkraut tiefer und tiefer; und als nun der Knabe zum Jüngling geworden war, weissagte gar oft der alte Kaplan mit vorwerfendem Ernst, daß es wol nur durch des Unglücks mächtige Kraft noch ausgerottet zu werden vermöge.

Doch der frohe, lebenskräftige Kurd achtete deß wenig. — Bald sehnte er sich hinweg von dem stillen, einsamen Schlosse in die weite, unbekannte, fröhliche Welt; und sein Vater, sich mit der Hoffnung tröstend, daß er wol eher noch unter Fremden sich beherrschen lerne, als daheim, wo ihm, als dem künftigen Gebieter, überall nachgegeben werde, legte seinem Verlangen kein Hinderniß in den Weg. So zog er denn fort in das glänzende, freudebietende Frankreich, um in dessen geräuschvoller Hauptstadt nun selbst den Schimmer jener Pracht und jener ritterlichen Feste kennen zu lernen, deren fernes Bild den Knaben schon in fremder Kunde erfreute; und sein Begleiter ward der sanfte, verständige Hermann,

der Schwestersohn von Otto's altem, langjährigen Nachbar, dem Freiherrn Franz von Dillingen.

Schon dadurch hatte Hermann einen sehr sprechenden Beweis seines milden, ruhig gelassenen Sinnes gegeben, daß er, während eines mondenlangen Aufenthalts bei seinem Oheim, und bei häufigem Verkehr mit seinem jungen Nachbar, doch kein einzigesmal den bösen Dämon des Letzten gereizt hatte. Wirklich möchte es auch schwierig gewesen seyn, mehr Sanftheit, Güte und Herzlichkeit vereint zu finden, als bei ihm. Galt es Erfüllung der Wünsche seiner Freunde, so dünkte kein Aufgeben der eigenen, kein Opfer ihn zu schwer. Doch fehlte es bei aller Milde seinem Charakter nicht an Festigkeit, und man fand den Nachgiebigen unerschütterlich, sobald die Forderungen des Rechts und der Ehre dies verlangten. Kurd hatte das von ihm gehört, wenn gleich noch nicht selbst erfahren, und er meinte ihn deshalb doppelt zu lieben. — Gewiß ist es wenigstens, daß er überhaupt die freundliche Neigung, mit welcher jener ihm entgegen kam, lebhaft erwiederte; und daß Beide gar sorglos und wohlgemuth die verabredete Ausflucht

in die Fremde, welche ihnen so lockend erschien, mit einander antraten.

Mit herzlicher Freude gedachte Hermann des heimischen Kreises und des schönen Schlosses seiner Väter am Rhein, wohin zuerst ihre Reise sich wandte. Er hatte es zur Bedingung mit Kurd gemacht, daß dieser acht Tage dort mit ihm weile. Zu einem längeren Aufenthalt wollte der unruhig weiter Verlangende sich nicht verstehen. Indessen hoffte Hermann, der Reiz der herrlichen Natur in seiner Heimath, und die heitere Gastlichkeit der Seinen, möge wol noch den Freund bewegen, seinen Entschluß zu ändern. Auch hatte Kurd kaum den ersten Tag mit ihm bei seinen Verwandten verlebt, als diese Hoffnung dem Anschein nach schon erfüllt zu werden begann. Seine Eile, weiterzukommen, ließ nach, und als nachher die Zeit der Abreise herannahte, war er der erste, sie von Tage zu Tage, und so immer weiter zu verschieben. Eine Verzögerung, in welcher Hermann mit heiterm Dank nur einen Beweis der Freundschaft seines Begleiters sah. Ihm ahnte nicht, was in Kurds Seele vorging; nicht, daß etwas, wodurch er selbst tief und schmerzlich gekränkt werden sollte,

die Ursache dieser anscheinenden Gefälligkeit sey.

Fast beim ersten Anblick hatte die blühende, ausgezeichnet schöne Anna, Hermanns Schwester, dem freien Herzen des jungen Gastes Fesseln angelegt, die es eben so gern als unwillkührlich trug. Nur ihr galt Kurds Weilen, nur ihre Heimath war es, die ihn jetzt so freundlich dünkte. Allein dieser Liebe lächelte kein Glück; Anna war schon verlobt, war seit mehreren Monden die Braut eines reichen, doch ältlichen Edelmanns in der Gegend. Achtung und Vertrauen hatten das schöne Mädchen bewogen, dem Wunsche der Eltern gemäß, dies etwas ungleiche Bündniß zu schließen; und sie hatte bisher nur Ursache gehabt, sich ihrer Wahl zu erfreuen. Doch nun, da sie den Grafen hatte kennen gelernt, der gar Manches vereinte, wodurch wol oft ein jugendliches Herz bestochen wird, nun begann das früher geknüpfte Band ihr weit weniger zu gefallen; bald kamen selbst Augenblicke, wo es ihr ein drückendes Joch erschien, das sie zwingen werde, ihre blühende Jugend trost- und freudenlos zu vertrauern. Jetzt hätte sie wol gewünscht, durch einen raschen Schritt die drohende Kette zu zerbrechen; allein sie kannte ihren

Vater, und wußte, daß von dieser Seite nichts zu hoffen sey. Dem geachteten Freunde wortbrüchig werden, um die Tochter, welche diesem aus freiem Entschluß ihre Hand zugesagt, einem Andern als Braut entgegen zu führen, — das sah ihm so wenig ähnlich, daß sie auch nicht den fernsten Gedanken daran gegen ihn laut werden zu lassen wagte. —

Kurd war zu wenig an Selbstbeherrschung gewöhnt, als daß er es über sich vermocht hätte, eine Liebe, die nur Leid statt Freude bringen konnte, mit Festigkeit vor Anna's Blicken zu verbergen; es war ihr eben so leicht als gefährlich geworden, in seinem Herzen zu lesen. Und jetzt, da sich ihm ein günstiger Augenblick bot, widerstand er selbst der Versuchung nicht, ihr, die schon einem Andern angehörte, auch seine Wünsche, seine Träume, seine Bilder des Glücks an ihrer Seite mit Worten zu enthüllen. Dann ergriff er mit Heftigkeit ihre Hand, und im weichsten, innigsten Ton flehte der nun sonst so stolze Jüngling nur um ein Wort des Trostes, der Linderung in seinem Schmerz. Da ward auch Anna hingerissen von der heimlichen, nur allzulebhaft erwachten Neigung in ihrer Brust. „Was kann ich

euch sagen? wie durft' ich euch auch nur hören!" rief sie mit unverkennbarer Wehmuth. „Sind wir denn nicht auf immer getrennt?"

Nur ein Wort des Trostes hatte sich Kurd ersehnt; jetzt gab dieser schmerzliche Ausruf ihm mehr, er gab ihm noch Hoffnung, das Gefürchtete abzuwenden. „O, Anna," begann er von Neuem, und fest ruhte, indem er sprach, sein Blick auf ihren schönen, bewegten Zügen, „darf ich in deinem milden, sanft trauernden Auge lesen? Es sagt mir, auch du duldest, auch du seyst nicht glücklich; und ach! es ist schwerer als Alles, dich leiden zu sehen."

Hier hielt er einen Augenblick inne; doch als die Jungfrau nur bleich, zitternd, mit Thränen kämpfend, vor ihm stand, und kein Wort der Erwiederung, noch weniger des Mißbilligens, zu finden vermochte, fuhr er dreister fort: „Und gäb' es denn gar kein Mittel, dem trüben Loose zu entgehen, das deiner hier wartet? O, wenn du mir vertrauen, wenn du es wagen wolltest, in meine treue Hand dein ganzes Glück zu legen! Rasche Flucht könnte uns sichern vor augenblicklicher Gefahr; und nachher — wahrlich, deine Eltern würden zu versöhnen seyn!

Noch ist es Niemanden eingefallen, durch einen Verwandtschaftsbund mit dem Grafen von Scharfeneck seine Ehre gekränkt zu glauben. — O, geliebtes Mädchen, folge mir! Ueberlaß meiner Liebe, meinem Muthe die Sorge für deine Rettung. Ich fühle Kraft und Entschlossenheit, Alles für dich zu wagen. —

Anfangs bebte Anna zurück vor diesen Worten. „Nie, nimmermehr!“ rief sie unwillig, entzog schnell ihre schöne Hand der engen Gefangenschaft, in welcher Kurd sie hielt, und entfloh aus dem Zimmer. Er sah sie an dem Tage nicht wieder. Sie schützte bei ihren Eltern Unpäßlichkeit vor, um nicht erscheinen zu dürfen, und nahm sich überhaupt vor, von nun an den Grafen so viel als möglich zu meiden.

Allein an der Ausführung dieses Vorsatzes scheiterte ihre Kraft, so wie an der manches anderen, welchen sie in besonnenen Augenblicken faßte. — Am folgenden Tage war die Rede von ihrem Hochzeitfest, sogar davon, daß es wol noch während der Anwesenheit ihres Bruders gefeiert werden könne. — Sie zitterte, wankte, kämpfte mit sich selbst; je näher der entscheidende Zeitpunkt kam, desto schwächer ward ihr

Kampf, und als endlich nur noch wenige Tage sie von dem jetzt so gefürchteten Bündniß trennten, ergab sie sich, von der Macht des Augenblicks gelenkt, und unbekannt mit der stärkeren, welche innere Festigkeit giebt, in Kurds bedenklichen Vorschlag. —

Von der einen Seite zwar ward sie nun ruhiger, von der andern aber auch desto peinlicher mit sich selbst entzweit. Jeder heitere Scherz ihres Vaters, jedes liebende Wort der Mutter erfüllte sie mit der quälendsten Angst; und wenn Hermanns offenes, redliches Auge freundlich auf sie blickte, schlug sie das ihrige mit dem schmerzhaftesten Gefühl zur Erde nieder. Ihn zu hintergehen, der die Treue und Wahrheit selbst war, den sie von allen ihren Verwandten am meisten liebte, war ihr drückender, als alles Andere; und mehr als einmal faßte sie in der peinlichen Unruhe ihres Herzens den Gedanken, ihm ihr ganzes Vorhaben zu gestehen. Nur ihre eigene, immer wiederkehrende Ueberzeugung, daß er die Ausführung desselben nie zugeben werde, und mehr noch Kurds bestimmtes Abmahnen hielt sie davon zurück. Mit doppelter Anstrengung strebte sie jetzt, den bangen Zwiespalt in ihrer Brust vor jedem Auge zu ver=

bergen; und fast bis zum letzten Augenblick gelang ihr dies auch. Doch als nun, gerade am Tage vor ihrer Flucht, Hermann in einer stillen Morgenstunde allein zu ihr hereintrat, und mit herzlichen Worten des nahen Scheidens und seiner frohen Hoffnung für ihr künftiges Glück gedachte, ward die tiefe Erschütterung ihres Wesens so sichtbar, und sie verrieth sich durch einzelne Aeußerungen so sehr, daß der Bruder, aufmerksam werdend, näher nachforschte, und nun bald Alles, was ihn so schmerzlich verwunden mußte, von ihr erfuhr. Sie habe, so schloß sie ängstlich bittend ihr Geständniß, ihm jetzt nichts, auch nicht das Geringste, verhehlt; jetzt möge auch er ihr Vertrauen durch Milde vergelten, und wenigstens nicht als Gegner auftreten in ihrer und seines Freundes Sache. —

Schwer würde es seyn, Hermanns Gefühle in diesem Augenblick auszusprechen. Wie versteinert blickte er hinab in den Abgrund, der sich so ungeahnet vor ihm öffnete, und es dauerte lange, ehe er im Stande war, wieder Worte zu finden. „Unglückliche!“ rief er endlich, „steht es denn in meiner Macht, deine Bitte zu gewähren? Flehe zu Gott, daß deine Seele Ruhe, Klarheit und Ergebung ge-

winne; denn wahrlich! so allein kann Hülfe für dich kommen. Denk' an das Wort unseres ehrwürdigen Vaters, denk' an dein eigenes heilig gegebenes Wort! Es ist unmöglich; du kannst, du darfst nicht taub seyn gegen meine warnende Stimme!"

In dem Augenblick trat Kurd in die Thür, sah Anna in Thränen, sah den Ausdruck des tiefsten Schmerzes in Hermanns Gesicht, und blieb wie ein Verbrecher am Eingang stehen. Rasch trat jener zu ihm. „Komm mit mir in's Freie!" rief er aus. „Noch sage ich dir nichts! ich muß mich erst sammeln. Dort unter jenen alten Eichen, wo wir so manche bessere Stunde mit einander zubrachten, wo du mir noch vor wenigen Tagen Freundschaft gelobtest für das Leben — dort laß mich ein ernstes Wort aus tiefer Seele zu dir sprechen!" — Kurds Miene war düster; er schien wie erbittert durch Hermanns Ueberlegenheit, durch das drückende Gefühl der schweren, unverzeihlichen Schuld. Jetzt zwang er sich, das Auge zu dem beleidigten Freunde zu erheben, und antwortete mit kaltem, finstern Ton: „Es sey! ich stehe dir Rede!"

Schnell und schweigend gingen Beide eine

Strecke, bis in die Nähe eines kleinen Gehöftes, dessen anmuthige Lage sie oft angezogen hatte. Hier stand Hermann still, faßte mit einer Bewegung, die er nur mühsam dämpfte, Kurds in diesem Augenblick beinah zitternde Hand, und rief im schmerzlichsten Ton: „Hier, hier sprach ich noch gestern zu dir mit dem vollsten Vertrauen von meinen Hoffnungen für das Leben, von dem Glück meiner Gegenwart und Zukunft! O, wie war es möglich, daß du *mir* zuhören, daß du das Gespräch ertragen konntest, mit dem Bewußtsein, mich so tief, so unheilbar kränken zu wollen. O, ich bitte dich bei Allem was heilig ist, zerstöre den stillen Frieden der Meinigen nicht noch mehr, als schon geschehen ist! Laß uns morgen abreisen! Anna's Herz wird die Zeit, das deine die eigene Kraft beruhigen. — Ich habe keine meiner Schwestern geliebt wie diese. Auch jetzt noch will ich, was hat geschehen sollen, gern verzeihen, gern vergessen; nur folgt meinem Urtheil in dieser Stunde, wo ihr wahrlich dem eurigen nicht folgen dürft. Kehrt jetzt zurück, und ich höre nicht auf, an euch Beide zu glauben!"

Der reine Ausdruck schonender Milde und Liebe,

mit welchem auch jetzt noch der so schwer Beleidigte sprach, rührte den Grafen; doch mehr ließ er ihn in diesem Augenblick den letzten Hoffnungsgedanken fassen, daß Hermann dennoch vielleicht für seine Sache zu gewinnen sey. Vergessend, daß er selbst in einer klareren Stunde das Gegentheil wohl erkannt hatte, bestürmte er ihn jetzt mit aller Gewalt der Ueberredung, von seiner Strenge nachzulassen, und nicht das ganze Glück der Schwester, wie des Freundes, zu zerstören. Keine Hülfe, kein thätiger Beistand solle von ihm begehrt werden; nur schweigen möge er, und nicht durch seine Bedenklichkeit trennen wollen, was eine stärkere Macht, als die seine, unwiderruflich zusammengefügt habe. —

Jetzt zuerst schwebte ein leiser Hauch von Bitterkeit über Hermanns sanften Zügen; doch er unterdrückte die Regung, und antwortete nur mit einer Entschiedenheit, die keinem Zweifel mehr Raum ließ: „Du forderst das Unmögliche; und wehe dir, wenn du selbst das nicht mehr erkennest! Nie, nie kann ich diesen Verrath an Ehre und Treue beschützen! nie ihn auch nur durch Schweigen begünstigen! Zum letztenmal! gieb jetzt noch meiner Bitte nach, ehe

ich dir gewaltsam den strafbaren Weg vertreten muß!"

Jetzt war Kurds Fassung erschöpft. Die Flamme des Zorns loderte hell auf in seiner ungestüm schlagenden Brust, und schon ehe er sprach, verrieth sein blitzendes Auge und die Fieberglut auf den Wangen, was in seiner Seele vorging. „Es ist genug!" rief er aus. „Schon zu lange hab' ich's ertragen, daß du den letzten Ausweg, den meine Liebe erwählt, als ehrlos, mich selbst als einen elenden, verächtlichen Buben behandelst! Wenn dir dein Leben lieb ist, so vertheidige dich!"

Beide waren bewaffnet, wegen eines Jagdfestes in der Nähe, zu dem Kurd, gerade nach der erwähnten verstörenden Erklärung zwischen Hermann und seiner Schwester, den Freund hatte abrufen wollen. Jetzt, nach jenen heftigen Worten, flog sein Schwerdt aus der Scheide, und er drang so gewaltsam auf Hermann ein, daß dieser sich wol, gezwungen, vertheidigen mußte. Kurd ward durch eine Streifwunde am Arm verletzt, und dieser leichte Vortheil auf des Gegners Seite schien seine sinnlose Heftigkeit noch zu verdoppeln. Ein mit Riesengewalt geführter Streich — und Hermann, der fast nur abwehrend ge-

fochten hatte, sank hart getroffen zur Erde. —

Kaum sah Kurd den einst so geliebten Freund fallen, als das Toben der Leidenschaft in seiner Brust augenblicklich gestillt war. Bebend warf er sich neben ihm nieder; der Verwundete athmete nur noch schwach, und das Blut der Wunde strömte heftig. Noch einmal richtete er sich matt und mühsam empor, stammelte leise: „Es ist vorbei! Gott sey dir gnädig!“ und sank dann sogleich ohne Athem und Regung wieder zurück.

Kurd war außer sich. Sein verzweifelnder Angstruf zog jetzt auch den alten Bewohner des nahen Gehöftes herbei; doch noch ehe dieser die Unglücksstätte erreichte, sank auch der zweite Kämpfer bewußtlos zu Boden, überwältigt von der Heftigkeit seiner Gefühle, und erschöpft durch das ungehinderte Bluten seiner übrigens leichten Wunde.

Als er sich wieder erholte, sah er Hermann verbunden, und den Alten mit gutmüthiger Theilnahme jetzt auch um ihn beschäftigt. Er war diesem nicht fremd, und hatte ihn selbst, mit Hermann vereint, durch reichliche Unterstützung erfreut, welche das letzte unfruchtbare Jahr nöthig machte. Auf

sein angstvolles Fragen nach dem Verwundeten, erwiederte der Greis seufzend: „Ach, Herr! mit dem ist es wol leider vorbei. Ich habe im Kriege der schwer Verwundeten viele gesehen, und auch Viele, die im Kampfe frei geworden waren von allem Kampfe. Glaubt mir, für ihn hat Leid und Freud' auf dieser Welt ein Ende. — Ist es denn möglich? fiel er durch euch? mußtet ihr mit euerm treuen Freunde hier in Uneinigkeit gerathen? O, armer Herr, dann flieht, so weit ihr könnt. Mein Sohn sattelt schon ein Pferd für euch. Denn wahrlich, dürftet ihr auch bleiben, hier hieltet ihr's nimmermehr aus!"

Sich bei diesen Worten des Alten langsam aufrichtend, wie aus schwerem Traum erwacht, fühlte jetzt Kurd die Unmöglichkeit, länger hier zu weilen. Auch war ja Alles, Alles, was ihn hielt, dahin! Wie konnte er, der Mörder ihres Bruders, noch auf Anna's Milde hoffen? wie auch nur den Gedanken fassen, jemals wieder vor ihren Augen zu erscheinen? — In dumpfer Betäubung warf er sich auf das Pferd, welches die gutmüthigen Landleute für ihn herbeiführten, und floh, jetzt von anderer Schuld belastet, auf dem nämlichen Wege, welchen er wenige

später mit der verblendeten Geliebten zu
gedacht hatte. Die quälendste Angst ergriff
dem Gedanken an sich selbst, mehr noch bei
seinen Vater und die sanfte, liebevolle Ma-
Im leidenschaftlichen Entschluß, daß Beide
eder das Geringste von ihm erfahren sollten,
er an der Gränze seinen Namen, und es
seitdem nichts wieder von ihm gehört. —

Bald nachdem er die Stätte des unglücklichen
fes verlassen hatte, ward auch Hermanns Kör-
welchem sich immer noch keine Spur wieder-
enden Lebens zeigte, in die Wohnung der Sei-
zurückgebracht. Wer ermißt die furchtbare Er-
erung in Anna's Gemüth, beim Anblick des
Anschein nach völlig Entseelten, bei der noch
klichern, bald zur Gewißheit werdenden Ahnung,
Kurd es sey, durch dessen Hand er gefallen. Ohn-
chtig sank sie neben der leblosen Hülle des Bru-
nieder, deren bleiche, entstellte Züge sie stumm
schauerlich anklagten.

Indessen war eilig die Hülfe der Aerzte herbei-
rufen, und diese gaben wenigstens den Trost, daß
noch ein Lebensfunke in der Brust des Verwundeten

sey, wenn er gleich wahrscheinlich nur wieder aufglimmen werde, um bald gänzlich zu verlöschen. — Die Verblutung war sehr stark; erst nach mehreren Stunden anhaltenden Bemühens um ihn, schlug Hermann, noch völlig bewußtlos, die Augen wieder auf. O, wie glücklich wäre es für Anna gewesen, hätte ein mitleidiges Geschick auch ihr dauernder die nämliche Bewußtlosigkeit erhalten! Allein diese unverdiente Wohlthat ward ihr nicht zu Theil. Schon lange war sie wieder zum vollen Gefühl ihres Elends erwacht; und erst jetzt, da Hermann leise zu athmen begann, rollte die erste lindernde Thräne über ihr starres, marmorbleiches Gesicht. Knieend an seinem Lager, gelobte sie die strengste Befolgung seines — ach, so theuer bezahlten Rathes, die treuste Erfüllung jeder übernommenen Pflicht, wenn nur er, nur er ihr erhalten werde. —

So gefährlich Hermanns Wunde war, und so sehr von Anfang an die Aerzte ihn aufgegeben hatten — er genas dennoch. Die frische, jugendliche Kraft seines Körpers erhielt ihn; und vielleicht auch des Himmels Erbarmen mit Anna's unnennbarer Angst. Als nun endlich das Segenswort: er werde

nicht sterben! wie himmlischer Trost in ihr Ohr drang, da reichte sie, redlich haltend, was sie in der höchsten Bedrängniß im Stillen verheißen, dem Verlobten die Hand zum ehelichen Bunde, und strebte jetzt nur, sich selbst zu versöhnen auf der Bahn, welche sie früher so gewaltsamer Weise zu meiden gedacht hatte. Allein es dauerte lange, ehe ihr wieder Ruhe zu Theil ward; das Bewußtseyn der heimlichen, nur von dem Einen gekannten Schuld, der ihrer nie auch durch den leisesten Vorwurf gedachte, schien mit doppeltem Gewicht auf ihrer Seele zu lasten. Und wenn sie gleich in der Folge sich sehr zufrieden in ihrer Ehe fühlte, so war doch der Eindruck jener furchtbaren Tage auf ihr Gemüth so stark gewesen, daß die frühere jugendliche Heiterkeit ihr niemals ganz wiederkehrte. —

Sobald Hermann genesen war, kannte er keine angelegentlichere Sorge, als die, wo möglich Kurds Aufenthalt zu erforschen, um ihm wenigstens die Beruhigung zu geben, daß er lebe und vollkommen wieder hergestellt sey. Allein, da jener seinen Namen verändert hatte, blieb des Freundes gutgemeinter Eifer einmal wie immer fruchtlos; und nach vie-

len Versuchen mußte er endlich die Hoffnung, ihn wieder aufzufinden, als völlig eitel aufgeben. — Dagegen hatte der Vater des unglücklichen Kurd die trübe Botschaft von dem Vergehen und der Flucht seines Sohnes nur allzubald und sicher erreicht. Herrmann hatte, um seine Schwester zu schonen, nur angeben können, daß durch einen anfangs unbedeutenden Wortwechsel mit ihm, der Entflohene zum heftigsten Zorn gereizt, und er mit einem Ungestüm, der jedes besänftigende Wort unmöglich gemacht, von ihm angegriffen sey. — So ward es denn auch jetzt dem armen, auf fröhlichere Kunde hoffenden Otto berichtet, mit dem Hinzufügen, daß der Verwundete noch immer schwer, und beinahe hoffnungslos, darniederliege. Ach! da senkte sich von Neuem tiefe Nacht auf des Grafen spät wieder erheitertes Leben; und in mancher schweren Stunde schien es ihm, als sey diese Wunde noch herber und brennender, als selbst die, welche in früheren Tagen der Tod der geliebten Gattinn ihm schlug. Jener Schmerz war so rein, sobald er gelernt hatte, ihn mit Demuth und Ergebung zu tragen; in diesen mischte sich Bitterkeit: und wenn er gleich nicht, wie damals, in der ersten

stürmischen Trauer mit dem Himmel zu rechten sich erkühnte, so rechtete er dafür desto strenger und bleibender mit dem schuldigen Sohne.

Es ist schon erzählt, daß alle Nachrichten von diesem ausblieben; und Otto, ihn wohl kennend, hatte dies vom ersten Augenblick an nicht anders erwartet. Kurds Name durfte nun nicht mehr vor ihm genannt werden; und so geduldig er sonst die Fehler Anderer ertrug, sich der eigenen gar wohl bewußt, so feindlich verhaßt ward ihm seitdem dieser „Wahnsinn des Zorns," wie er ihn nannte, durch welchen der Mensch zum Rohr vom Winde getrieben, zum Spielball jedes kommenden Augenblicks, zum Sklaven und zum Tyrannen zugleich werde. —

Erst nach langer Zeit ging ein Schimmer von Beruhigung für ihn auf, durch die Nachricht von Hermanns Genesung, welche dieser selbst in einem schonenden, freundlich achtenden Schreiben ihm meldete. Dann ward ihm noch ein zweiter Stab im Unglück durch seine Tochter, die schöne, nun zur holden Jungfrau herangeblühte Mathilde. Mit leiser Trauer, mit dem zartesten, kindlichen Antheil empfand sie den tiefen, wenn gleich selten in Worten

ausgesprochenen Schmerz des Vaters um ihren unglücklichen Bruder; und als müsse sie nun alles Leid vergüten, welches Kurds sträfliches Vergehen über das früh alternde Haupt des edeln Grafen gebracht hatte, ward ihre Sorge für ihn immer treuer und zärtlicher, ihr Wort immer sanfter und liebevoller, ihr ganzes Wesen immer mehr dem ihrer frommen, verklärten Mutter gleich. — Doch nicht allein auf solche Weise mahnte sie den Grafen an diese; auch absichtlich, durch kindliche Erinnerung, durch sanfte, herzliche Fragen, rief sie oft ihr Bild in seiner trauernden Seele hervor. Wenn er von ihr sprach, war er milde; wenn er der langen Zeit gedachte, die sie nun schon vor ihm hinübergegangen war in die schönere Heimath: dann sagte ihm eine leise Stimme, daß ja auch das Ziel seiner Lebensbahn vielleicht nicht mehr fern sey. Sein Auge erhob sich hoffend zu dem klaren, ewig festen Gewölbe des Himmels, und in solchen Stunden dachte er auch des hartgestraften, landflüchtigen Sohnes nur mit Wehmuth.

Und Mathilde — o wie hätte sie ihres unglücklichen Bruders jemals anders gedacht? — So treu

sie strebte, des Vaters Leid zu lindern, und das eigene still zu tragen, eins dünkte sie oft unbeschreiblich schwer in der vom Schicksal für sie bestimmten Prüfung, da sie nicht, wie Otto, es begriff und erwartet hatte: es war das gänzliche Entbehren aller Nachricht von dem geliebten, seit früher Jugend auch an ihr so innig hangenden Kurd. Mit der wehmüthigsten Sehnsucht hoffte sie von einem Monde, von einer Jahrszeit zur andern nur auf eine tröstende Zeile; doch leider vergeblich. Schon das zweite Jahr seit Kurds Entfernung neigte sich jetzt zu Ende, und noch immer, wie anfangs, blieb alle Kunde von ihm aus.

Um diese Zeit starb, nachdem er manchen Druck des Alters überwunden, der Freiherr von Dillingen, Otto's Nachbar. Da er keine Kinder hinterließ, ward seine ganze Habe einem entfernten Verwandten, dem letzten männlichen Abkömmling des Hauses, zu Theil; und nicht lange, so zog der neue Besitzer schon in sein Eigenthum ein. O, da begann ein frischeres, fröhlicheres Leben in dem alten verfallenen Schlosse!

Denn Siegfried, so hieß der jetzige Bewohner, war gar heitern, geselligen Sinnes, und ward bald nah und fern bekannt und gern gesehen. Auch den Grafen von Scharfeneck suchte er jetzt auf; und wol eher schon wäre es geschehen, wenn nicht durch mancherlei Beschreibungen von der Sonderbarkeit und dem Trübsinn Otto's anfangs mehr Scheu, als Neugier in ihm geweckt wäre.

Auch jetzt noch kam er nicht mit der günstigsten Erwartung, und so ward er angenehm überrascht, in des Grafen Gesicht und Wesen zwar manche Spur langen und tiefen Leidens, aber durchaus nichts Grämliches oder Verdrießliches zu finden; und doppelt angenehm, als nach einiger Zeit auch Mathilde erschien, deren liebliche Züge durch den leisen Flor von Wehmuth, welcher sie umschwebte, nur noch sanfter und einnehmender geworden waren. Der Fremde faßte Vertrauen zu seinen neuen Nachbaren, und wußte nun den kecken Ton der, noch von keinem Schmerz getroffenen Jugend, gar gut gegen den Grafen zu mäßigen, so daß nur eine offene, fröhliche Heiterkeit übrig blieb, welche jenem sichtlich wohlgefiel. Auch ward ihm, als er beim Scheiden bat,

daß ihm vergönnt seyn möge, öfter zu kommen, nicht nur diese Bitte gern gewährt, sondern überdies noch die freiwillige Zusage von dem Grafen gegeben, auch nächstens bei ihm in dem alten, wohlbekannten Schlosse einzusprechen.

Ganz indessen schien dies nicht den Reiz des eignen Kommens für Siegfried zu haben; wenigstens erwartete er es nicht, sondern war nach sehr kurzer Zeit, unvermuthet, doch gern gesehen, wieder in Scharfeneck. Gar lange verhehlte er es sich auch nicht, daß eigentlich der schönen, sinnigen Mathilde wegen der Umgang des ältlichen Grafen für ihn so anziehend sey; und wenn das schüchterne Mädchen sich gleich selbst kaum klar bewußt war, die Nähe und das öftere Erscheinen des freundlichen, geselligen Fremden dünke auch sie erfreulich, so flüsterte dennoch eine leise, gern gehörte Ahnung es diesem zu. Allmählig ward sie zur immer festeren Hoffnung; und in gleichem Verhältniß mit ihr stieg der fröhliche Muth des treumeinenden Herzens, in welchem sie erwacht war. —

Jetzt, bei den schönen Tagen des wiederkehrenden Frühlings, erfüllte auch Otto sein Versprechen,

zuweilen als Gast bei dem neuen Nachbar zu erscheinen. — Einst hatte er sich in mancherlei Gesprächen mit ihm vertieft, und kehrte erst spät Abends im hellen Mondenlicht wieder heim, so daß der Pförtner, ihn von fern gewahrend, dienstwillig herbeikam, dem Eilenden das Thor des Schlosses zu öffnen. Es war noch der nämliche Alte, welcher ihm einst in so trüber Stunde Einlaß gegeben hatte. „Ihr kommt wol von dem Freiherrn?“ fragte jetzt der gutmüthige, doch im Lauf der Jahre nun schon fast kindisch gewordene Greis; und vergessend, daß er Kurds nicht erwähnen dürfe, setzte er hinzu: „nicht wahr, ihr seyd es wol auch schon gewahr worden, wie er unserm jungen Herrn so ähnlich sieht, und habt deshalb seinen Umgang so gern? — Steht er vor mir, so mein' ich wahrlich zuweilen, ich sehe den armen, wackern Grafen. Aber ach! wer weiß, wo der jetzt trostlos das trübe, verstörte Leben in der Fremde hinbringen mag!“ —

Schweigend, von diesen Worten nur allzuschmerzlich bewegt, lehnte der Graf sich gegen die steinerne Bank am Thor des Schlosses. Es war ein schöner, sternheller Abend, und unverwandt schaute

er in die klaren, stillen, immer sich gleich bleibenden Lichter, als wolle er in ihnen auch Stille suchen für sein verwundetes Herz. „Sprich mir davon niemals, niemals wieder!“ begann er endlich sehr ernst, doch ohne Strenge; denn er verzieh dem Alten, was er an jedem Andern schwer würde gerügt haben. „Kurds Weg lag oft schon dem meinigen fern; jetzt wird er nicht wieder mit ihm zusammentreffen! Auch weiß, auch fühle ich's: er will nicht, daß wir von ihm erfahren; er ist aus eigenem, freien Entschluß für uns verloren. — Möchte denn die Bahn, die er jetzt erwählt hat, nur gutmachen, statt zu zerstören!“ setzte er seufzend hinzu.

„Ach, Herr!“ erwiederte der Alte, den Sinn dieser Worte mehr ahnend, als verstehend: „er war doch im Grunde des Herzens so brav! Nur allein der Zorn hat ihn verführt. Und — sonderbar ist's — auch darin soll der fremde Edelmann gerade seyn, wie er. Treu meint er's; alle Unterthanen müssen ihn loben; aber wenn der böse Geist über ihn kommt, da fährt er blindlings drein, wie vormals unser junger Herr, und schaut nicht vorwärts, noch rückwärts.“

„Du kannst nicht schweigen, seh' ich!“ sprach

Otto jetzt beinah' zürnend, richtete sich rasch auf, und stieg tiefsinnig die breiten, zum Schlosse führenden Stufen hinan. Trübe Wolken hatten sich auf seiner Stirn gelagert, und selbst Mathildens freundlichstes Lächeln vermochte für diesmal nicht, ihn zu erheitern. — —

Was nun die körperliche Aehnlichkeit zwischen Kurd und Siegfried betraf, deren der Alte erwähnte, so war sie eine der fernsten und oberflächlichsten, die sich finden ließ; dagegen aber fand die geistige, von welcher später die Rede war, desto wahrer und unläugbarer zwischen ihnen Statt. In jener blinden Heftigkeit, welche, allem Anschein nach, Otto's Leben so unheilbar verwundet hatte, konnte Siegfried in manchen Augenblicken für Kurds vollkommenes Ebenbild gelten, und nur vom Zufall ward es bisher, glücklich oder unglücklich, so geleitet, daß der alte nachbarliche Freund diese störende Entdeckung an seinem jungen Günstling noch nicht machte. Allein jetzt, nach jenen Worten des Alten, wie zerstreut er sie auch gehört hatte, dennoch aufmerksamer, ward ihm bald durch mehrere kleine Züge dessen Behauptung wahrscheinlich; bis ein geringfügiger Anlaß ihn

endlich die Richtigkeit derselben ganz klar und deutlich erkennen lehrte. Es war begreiflich, daß ihn dies gegen Siegfried verstimmte; er suchte ihn nicht wieder auf, und ließ sogar auch dessen Zuspruch ablehnen. Dies befremdete den Freiherrn nun zwar, doch ahnete er die Ursache nicht, sondern zürnte nur heimkehrend mit sich selbst, nicht gefragt zu haben, ob Krankheit den Grafen hindere, ihn zu sehen. Bald nahm er, dem Zuge seines Herzens folgend, von Neuem den Weg zu des Freundes Wohnung; und dachte nun wenigstens durch die Hausbedienten zu erfahren, wie es um Otto's Gesundheit stehe. Allein der Zufall meinte es viel freundlicher mit ihm; als er ankam, war die Pforte des nahen Gartens offen, und Mathilde beim Begießen ihrer Blumen emsig geschäftig. Nun säumte er auch nicht lange, die Gunst des Augenblicks zu benutzen, und trat, leicht sein Roß befestigend, raschen Schrittes in den Garten.

„Verzeiht ihr's, wenn ich euch störe?“ so redete er in gar bescheidenem Ton die etwas verlegene Mathilde an. „Schon so lange dünkt mich's, daß ich nichts von euerm edeln Vater vernahm; laßt mich

hoffen, daß wenigstens nicht Krankheit Ursache daran ist.“ — „Nicht Krankheit!“ erwiederte Mathilde ein wenig schüchtern; „doch ist er wirklich seit acht Tagen immer zu Hause gewesen. Und ihr?“ setzte sie kindlich hinzu — „der Vater hat euer Kommen so gern, euch hat auch wol seither nichts in unsere Nähe geführt?“ — Er hätte ihr antworten können, seine ganze Seele, all' sein Sinnen und Denken sey immer, zu jeder Stunde, in ihrer Nähe; allein er schwieg, und blickte ihr nur ernst, und doch mild in das klare blaue Auge. Endlich schien ein rascher Entschluß ihm Worte zu geben. „Also wirklich, euer Vater sieht mich gern?“ fragte er jetzt. „O, wie viel mehr würd' ich seine Liebe gewinnen; dürft' ich täglich um ihn seyn! dürfte ich mit euch die treue Sorge für ihn theilen! — Wollt ihr mir das vergönnen, Mathilde? Könntet ihr wol Vertrauen genug zu mir fassen, mir für immer angehören zu wollen? und darf ich dann mit offener, gerader Anfrage bei eurem Vater um euch werben, wie sich's ziemt?“

„Ach, Siegfried! ....“ flüsterte Mathilde, und nur Ueberraschung, nicht Bestürzung drückte sich in ihren sanften Zügen aus. Das war aber auch für

jetzt alle Kunde, die er über ihre Gesinnung erhielt; den Lippen entschlüpfte kein Wörtchen mehr, und das schöne Auge senkte sich so schüchtern zur Erde, daß in ihm zu lesen unmöglich war.

„Nun, darf ich?" begann der Freiherr von Neuem mit heiterer Freundlichkeit. Meinen Namen habt ihr wol genannt, aber nicht gesagt, ob er euch auch lieb werden könnte. — Darf ich jetzt zu eurem Vater hineingehen, und meine Bitte bei ihm anbringen?"

Jetzt ganz verstummend, nickte Mathilde nur leise. Diese lautlose Antwort war indessen doch dem Bewerber gar erfreulich, und er zögerte nun nicht, Otto'n aufzusuchen. Diesen aber fand er, aus Ursachen, die schon bekannt sind, nicht eben günstig für sein Anliegen gestimmt.

„Meine Tochter ist noch sehr jung," erwiederte der Graf, nach einem kleinen Stillschweigen, mit ernster Miene auf sein freundlich offenes Wort; „doch hat sie schon manche Stunde bitteren Leids mit mir getragen. Wenn ich sie nun verheirathe, so möchte ich wahrlich gern vertrauenvoll darauf zählen können, daß ihrer durch den künftigen Gatten nur heitere, zu=

friedene Tage warten. Ich möchte nur einem sehr zuverlässigen, besonnenen Manne ihre Hand geben. — Laßt mir acht Tage Zeit, euern Vorschlag zu überlegen," setzte er abbrechend hinzu; „dann will ich euch bestimmt und offen meinen Entschluß sagen."

Diese Verzögerung hätte sich nun Siegfried gern gefallen lassen, wäre nur sonst Alles gewesen, wie er es wünschte. Allein im Grunde des Herzens war er mit der Aufnahme, die er gefunden, nichts weniger als zufrieden. Wie konnte auch ihm, der mit so herzlichem Vertrauen kam, die fast bittere Kälte in Otto's Wort und Wesen entgehen? Nur mit Mühe unterdrückte er seine Verstimmung, und statt daß er sich sonst, selbst von den spätesten Abendstunden, so ungern an's Scheiden mahnen ließ, war er diesmal froh, nach kurzer Zeit eine Kleinigkeit aufzufinden, die ihm zum Vorwand dienen konnte, mit der Heimkehr zu eilen.

Als er nun langsam und sinnend des Weges, den er so froh gekommen, durch den Garten zurückging, siehe! da weilte Mathilde noch halb versteckt in der Laube am Ausgang. „Liebes Mädchen!" sprach

er — denn sein suchendes Auge ward ihrer bald gewahr — euer Vater hat meine Bitte lange nicht so gut aufgenommen, als ich hoffte, und mir ward fast bedenklich zu Muthe. Den Grund seiner plötzlichen Kälte weiß ich nicht, werde ihn auch vielleicht nicht von ihm erfahren; euch aber wird er gewiß ohne Rückhalt mitgetheilt. Soll ich ihn denn morgen hier von euch hören?

Mathilde versprach das mit so still wehmüthigem Blick, daß Siegfried zum erstenmal in seinem Leben Freude und Schmerz zugleich dabei empfand. „Nun, nun,“ rief er, sich zur Munterkeit zwingend, „gebt nur nicht zu viel auf einmal verloren! Da ich in euer liebes Auge schaue, hoff' ich schon wieder. Wen ihr wählt, dem ist ein gutes Zeugniß gegeben; und etwas wird doch auch das Wort einer solchen Tochter über den Vater vermögen!“ Damit reichte er ihr treuherzig die Hand zum Abschied, und schnell entführte ihn nun das harrende Roß ihren Blicken. — Allein der Muth, den er ihr hatte einsprechen wollen, fehlte in seiner eigenen Brust; und in trüben, niederschlagenden Gedanken kehrte er nach Hause zurück.

„Schon wieder träumend?“ so fragte am folgenden Tage Graf Otto, als die Jungfrau unruhig und zerstreut wenig Aufmerksamkeit für des Vaters Gespräch, und noch weniger für ihre sonst gar kunstreiche Nadel hatte. „Wo waren deine Gedanken, Mathilde?“ — Sie wußte das vielleicht selbst nicht bestimmt zu sagen; wenigstens schwieg sie, und blickte nur verwirrt und verlegen zu dem Vater empor. „Und wenn ich nun errietbe, was dich beschäftigt?“ fuhr dieser fort. „Wenn ich es mir nun schon selbst gesagt hätte, daß unser junger Nachbar dich liebgewann, und — daß er leider auch wol in deinem Herzen auf einen Fürsprecher zu bauen haben mag?“ —

„Er hat um dich geworben!“ setzte er nach einigen Augenblicken hinzu, da die hellen Purpurrosen auf Mathildens Wangen die Wahrheit seiner letzten Worte zu bestätigen schienen, — „doch will ich's dir nicht bergen, daß ich ihm nur ungern und mit schmerzlicher Sorge deine Hand geben würde. So sanft und freundlich er in guten Stunden ist, so wild und jähzornig ist er in schlimmen; das erfuhr ich leider erst seit Kurzem. Du weißt, wie herbes Leid das Toben wilder Leidenschaft schon einmal über

mein Leben gebracht hat; und gewiß, du forderst nicht, daß ich es noch einmal wage, dem zu vertrauen, der ja wahrlich in keiner Minute sich selber vertrauen darf."

„O, lieber Vater!" rief Mathilde schüchtern, „gäb' es denn nicht Grade des schlimmen Fehlers? Gewiß, der Freiherr ist...." sie war im Begriff, vergleichend des Bruders zu erwähnen; doch schnell das Wort unterdrückend, sagte sie nur: „auch könnte er ja vielleicht noch ablegen, was euch mißfällt. Ich habe Vertrauen zu ihm; er würde gewiß um meinetwillen gern..."

„So etwas," unterbrach sie jener sehr ernst, „legt sich sicherlich so leicht nicht ab, als eine weiche Mädchenseele es meint." — Indessen einer Thräne in Mathildens Auge widerstand sein Herz nun einmal nicht lange. „Ich will nur dein Glück, das weißt du!" fuhr er nach kurzem Schweigen fort; „und wahrlich, ich möchte gern gewähren, was du wol ohne Worte von mir zu bitten verstehst. Auch hast du längst bemerkt, daß mir der Freiherr werth war seit dem ersten Tage, da ich ihn kannte. Wenn er es nun über sich gewinnt, den Sturm im Gemüth,

den ich für dich scheue, drei Monden lang auf's Strengste und Vollständigste zu beherrschen, dann will ich glauben, er werde es auch ferner vermögen; und der Lohn seiner Selbstherrschaft soll deine Hand seyn. Doch muß er mit heiligem Wort versprechen, sich selbst anzuklagen, wenn er, wie es gar leicht geschehen kann, in einer schlimmen Stunde diesen Lohn verscherzt. — Bist du das zufrieden? soll ich ihm das beim nächsten Wiedersehn sagen?"

„O ja!" antwortete Mathilde vertrauenvoll. Es liegt ihm gewiß Alles daran, euer Verlangen zu erfüllen; und er muß es ja auch können, sobald er nur ernstlich will."

Das aber schien dem Grafen bei weitem nicht so ausgemacht. Er wollte die stille, zuversichtliche Heiterkeit nicht stören, mit welcher sie jene Worte sprach, doch konnte er auch nicht mit ihr froh seyn. Im Gegentheil, es regte sich ihm Unruhe im Herzen, ob er auch so durch sein Nachgeben noch zu viel für das Glück der einzigen geliebten Tochter wage. Und so verließ er sie denn lieber jetzt, um die erste Sorge, die sie ihm machte, für den Augenblick allein in einsamer Stille zu tragen. —

Bald kam nun auch die Stunde heran, in welcher Siegfried wieder hatte vorbeikommen wollen; und Mathilde harrte seiner schon fröhlichen Muthes im Garten, um ihm so bald als möglich mitzutheilen, was sie vernommen. Allein jener, sich der eigenen Schwäche bewußt, erschrak sichtlich ob ihrer, wie sie glaubte, so günstigen Kunde, und gestand offenherzig auf ihre Frage, daß er fast fürchte, die Bedingung nicht erfüllen zu können. — Erstaunt heftete sie das schöne, ausdrucksvolle Auge auf sein Gesicht, und nur dies Auge, nicht die Lippe, mahnte leise: wie doch so gar Großes im Leben durch feste Kraft, durch ernsten Willen möglich sey. — Beschämt, diesen stummen Vorwurf von dem schwächeren Mädchen zu verdienen, versprach er nun, sein Möglichstes zum Gewinn des schönen Preises zu thun; versprach das Nämliche auch Otto'n beim nächsten Wiedersehen, und so war denn von beiden Seiten die Uebereinkunft getroffen. — —

Kurze Zeit nachher ward eine Verwandtinn Mathildens in der Gegend verheirathet, und unter anderen Gästen ward auch sie mit ihrem Vater zu dem Feste geladen. Otto lebte sonst schon seit lange

sehr einsam und zurückgezogen; doch glaubte er diesmal eine Ausnahme von der ihm liebgewordenen Gewohnheit machen zu müssen, um Mathilden zu zerstreuen, welche seit Siegfrieds Zweifel an sich selbst in manchen Stunden Aengstlichkeit und Trübsinn verrieth. So erschien er denn am bestimmten Tage als einer der willkommensten Gäste, und neben ihm die schöne, fast bräutlich geschmückte Tochter. Bald waren die Erwarteten alle versammelt, und fröhlicher, als Otto gedacht hatte, vergingen die festlichen Stunden. Der Anwesenden waren viele, doch waren sie alle unter einander verwandt oder wohlbekannt; und eine angenehme Ueberraschung, welche den Bräutigam erfreute, kam noch hinzu, den Tag auszuzeichnen. Als nämlich schon schimmernde Kerzen das Schloß erhellten, ward noch ein fremder, unerwartet erscheinender Gast ihm gemeldet, und sobald sein Name genannt wurde, eilte jener mit dem Ausruf: „Ist's möglich! mein Franz? mein Bruder?" in der freudigsten Bewegung dem Willkommenen entgegen. „Sein Bruder?" tönte es vernehmlich in der Versammlung wieder, und erwartend sah man nun seiner Rückkehr mit dem Fremden entgegen. Nach kur-

zem Zögern erschienen sie. Der Fremde war, gleich seinem Begleiter, ein schöner junger Mann, nur war durch eine todtbleiche Gesichtsfarbe, und durch Züge düstern Ernstes auf der tiefgefurchten Stirn, ihm alles Blühende der Jugend geraubt. Beim Eintritt in den glänzenden, geräuschvollen Saal ward dieser Ernst im ersten Augenblick noch vermehrt; ja, der düstere Fremdling erschien selbst noch bleicher neben den frohen, sorglosen Gesichtern, die ihn umgaben; auch konnte ihm das heitere Leben des Kreises wol wenig zusagen. Nach einiger Zeit indessen hatte es deßungeachtet das Ansehen, als verbessere sich seine Stimmung, und einige der jüngsten und fröhlichsten unter den Gästen wollten versichern, Mathildens schönen Augen sey kein geringer Antheil daran zuzuschreiben. Gewiß war es wenigstens, daß sie sichtlich seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ja, als die Zeit des Mahls herankam, begehrte er sogar, mit einem Lächeln, das halb Scherz und halb Wehmuth war, von seinem muntern Wirth den Platz neben ihr; und so einsilbig er sich sonst zeigte, sah man ihn doch mit ihr manches freundliche, und wie es schien, selbst beinahe zutrauliche Wort wechseln.

Dem Mahl folgte ein fröhlicher Tanz; doch von diesem zog sich der Fremde sogleich völlig zurück, und wählte, des allgemeinen Jubels nicht achtend, im fernsten Winkel des Saals seinen Platz, wo er, an einen Pfeiler gelehnt, sich tiefer in trüben Gedanken zu verlieren schien. Mit Theilnahme bemerkte dies Mathildens Vater. „Möchtet ihr nicht auch froh seyn mit den Uebrigen, junger Mann?" so sprach er, freundlich seine Hand fassend, dem Sinnenden zu. „Glaubt mir, es kommen der schlimmen Tage im spätern Leben noch genug; man muß ihnen in der Jugend die Spitze bieten, wenn's irgend seyn kann. Es giebt nichts dankbareres auf Erden, als frischen Muth. Haltet ihr ihn, so hält er euch aufrecht; und fast scheint mir's, lieber junger Freund, das habt ihr wol schon allzulange vergessen."

Der Fremde lächelte schmerzlich. „Es steht wahrlich nicht immer in unserer Macht," entgegnete er nach kurzem Schweigen, „einer Stimmung zu gebieten, die vielleicht störend seyn kann. Ich passe nicht in die Kreise heiterer, sorgloser Freude, das fühle ich; und vermag ich's zu lenken, so weiche ich ihnen lieber aus." — Hier schwieg er wieder, faßte

dann plötzlich des Grafen Hand, und setzte sehr bewegt hinzu: „Glaubt nicht, daß ich euer theilnehmendes Wort mißdeute. Ich halte es werth, wie das eines geliebten Vaters. O, daß ich würdig wäre, euer Sohn zu heißen! Das allein könnte mir den heitern Muth, den Jugendsinn wiedergeben, den euer wohlwollendes Herz mir wünscht."

Indem er noch so sprach, hatte ein alter Bekannter Otto's sich genähert, und ein leises Lächeln schwebte über dem Antlitz des unbemerkten Hörers bei jenen letzten Worten. „Nun sagt mir," flüsterte er, als gleich nachher der Fremde abgerufen ward, dem Grafen zu, „Schönheit und Anmuth behaupten nicht immer und überall die gleiche Macht. Hatte ich doch schon beim Mahl meine Freude daran, wie die Züge des düstern Gastes sich so sichtlich aufhellten, im Gespräch mit eurer Mathilde. Und jetzt — an seinem Willen liegt es wol schwerlich, wenn er dem Beispiel des Bruders nicht folgt. Hat er euch nicht eben in diesem Augenblick schon die offene Erklärung gegeben?"

„Es blitzte fast wie Flammenglut aus der dunkeln Wolke hervor," entgegnete Otto. „Doch, würde

Ernst aus euerm Scherz, so wäre mir's leid um den Fremden. Kaum darf ich noch frei über die Hand meiner Tochter schalten; und könnte ich's auch — obgleich ich wahrlich Theil nehme an dem jungen Manne, doch soll diesen trüben, trüben Frühherbst nimmermehr ein nahes Band mit den Frühlingstagen meiner armen Mathilde vereinen, die ihr ja ohnehin schon hart und schmerzlich genug gestört sind."

„Es soll nicht?" entgegnete jener. „Ihr sprecht sehr bestimmt; und dennoch — wer weiß, ob eure Macht ausreichen würde, das zu verhüten, wogegen ihr eifert."

Otto lächelte, als sey er hier von aller Sorge frei, allein trotz dieser Sicherheit schien es nach einiger Zeit, sein Freund habe nicht Unrecht, und ein trautes Band verknüpfe den Fremdling und die schöne Mathilde. — —

Die Stunden des Festes neigten sich zu Ende, und der Fremde war einer der ersten, welche sich aus dem fröhlichen Geräusch zurückzogen. Doch wandte er sich, noch ehe er den Saal verließ, mit der Bitte an Otto, daß es ihm erlaubt seyn möge, bei der

Rückkehr von seiner jetzigen Reise, die er, wie es hieß, in Aufträgen eines fremden Fürsten machte, jenen in der eigenen heimathlichen Umgebung aufzusuchen. Dies ward ihm gern bewilligt, und es war auch für jetzt sein Abschiedswort; denn am andern Morgen hatte er schon vor Tagesanbruch das Schloß wieder verlassen.

Gern kehrte auch Otto jetzt aus dem regeren Leben in seine stille Einsamkeit zurück; doch reuete es ihn nicht, sie eine Zeitlang verlassen zu haben. Auch Mathilde war heiterer, und, wie es schien, hoffenderen Sinnes, als vorher. Schnell verstrichen nun die Tage der für Siegfried bestimmten Prüfung, und je mehr sie sich zu Ende neigten, desto fröhlicher ward des Bewerbers Herz. Endlich war nur noch eine einzige Woche übrig; und gerade jetzt, als solle er Zeuge von Siegfrieds Glück seyn, erschien der düstere Fremde — so pflegte Mathilde ihn theilnehmend zu nennen, — unter Graf Otto's Dache.

Dieser sah ihn gern; um indessen, im Fall er wirklich daran denke, um Mathildens Hand zu werben, einer ungewünschten Anfrage zuvorzukommen, erzählte er ihm bald und vertraulich von der mit

Siegfried getroffenen Abrede, hinzufügend, daß in wenigen Tagen die Aufgabe von diesem gelös't sey. Sichtlich bewegt hörte jener seiner Erzählung zu. „Graf," sagte er endlich mit einem Ton, welcher schmerzliche Unruhe verrieth, „ich verarg' euch eure Vorsicht nicht. Wurden doch, wie ich kürzlich erfuhr, einst euch selbst harte Wunden geschlagen durch wilden Zorn."

„Der Tod wäre leichter gewesen," antwortete Otto. „Doch laßt uns davon schweigen, ich bitt' euch. Diese Wunden leiden noch jetzt keine Berührung, und wer mich kennt und mir wohlwill, vermeidet, mich an den zu erinnern, der sie schlug."

Der Fremde war sehr bleich in diesem Augenblick; die Gemüthsbewegung, die er verhehlen wollte, schien nur um desto heftiger zu werden. „Mir wird schwer und bang' in diesen Mauern zu Muth," sagte er jetzt. „Laßt mich hinweg auf kurze Zeit. Ich komme zurück! ach, ich komme gewiß zurück in diese stille Wohnung, wohin es mich zieht mit so mächtiger Gewalt, und wo mich doch wieder Alles mit den schärfsten Dolchen verwundet."

Rasch eilte er fort mit diesen Worten, und

sprengte nach wenigen Minuten schon vom Schloßhof hinab. Ein schwerer Druck schien auf seiner Brust zu lasten, so unruhig trieb es ihn hin und wieder. Endlich führte ihn der Weg auch an Siegfrieds Wohnung vorüber. Frohes Geräusch schallte aus den offenen Fenstern ihm entgegen. Es waren Gäste dort versammelt; einer derselben war auch bei dem früher erwähnten Hochzeitsfest zugegen gewesen, und erkannte ihn. „Wollt doch bei uns rasten!" rief er, sich die Rechte des Wirths anmaßend, dem Vorübereilenden zu. „Die Mittagsstunden sind schwül; weilt hier in der Kühle bis zum Abend." — Und — seltsam genug — der Düstere, dem sonst laute Lust so widerstrebend war, ward jetzt durch eine leise, ihm selbst unerklärliche Stimme bewogen, die Einladung anzunehmen. Er zögerte einen Augenblick, rief dann ein einwilligendes Wort hinauf, und schon nahten bereitwillige Diener, sein Roß in Empfang zu nehmen.

„Es ist der Bruder des wackern Konrad, der neulich auf Eberstein Hochzeit hielt!" rief der junge Mann, welcher ihn eingeladen hatte, entschuldigend dem Hausherrn zu. „Ich sah ihn dort, und ihr

vergönnt gewiß....“ „Ich dank' euch,“ erwiederte Siegfried lächelnd; „ihr bereichert mich noch um einen gerngesehenen Gast.“ Und damit ging er dem Fremden, welcher eben schon in die Thür trat, mit freundlichem Willkommen entgegen. — Bald indessen bereute dieser, gekommen zu seyn, und wie konnte auch wol ihm, in seiner heute zwiefach trüben Stimmung, diese etwas laute und lärmende Versammlung gefallen? —

Man ließ sich wenig durch seine Gegenwart stören. Es ward nach wie vor viel gescherzt und gelacht, und Alle waren in einiger Geselligkeit fröhlich, bis einer der Gäste eine weitläufige Erzählung begann, von einer verwittweten Edelfrau in seiner Gegend, welche vor Kurzem in ihrer etwas abgelegenen Wohnung von Räubern überfallen und geplündert sey. Mit dem augenscheinlichen Streben, dadurch seiner Kunde ein spaßhaftes und drolliges Ansehn zu geben, lieh er dem Schrecken der Armen alle Züge der unbeholfensten Einfalt, durch spottende Worte und grell aufgetragene Farben den Eindruck noch verstärkend. Schon dies reizte den Unwillen des jungen Hauswirths, denn er kannte die Wittwe als eine würdige, Achtung und

Theilnahme verdienende Frau. Indessen unterdrückte er noch seinen Verdruß, bis endlich der wortreiche Erzähler ausrief: „Ach, wie viel Thränen wird das Unglück die weichherzige Gräfinn von Scharfeneck kosten! Es sind verwandte Seelen, sie und die Wittwe. Mir wenigstens hat immer eine gerade so gescheut als die andre geschienen; und ich denke, so urtheilen wol Manche."

Jetzt, da der freche Hohn auf das Liebste, was er in der Welt hatte, hinüberglitt, war es über Siegfrieds Kraft, sich zu mäßigen. Sein Auge flammte, die Hand ballte sich krampfhaft zusammen, und schon wollte er mit ungestümer, zu blutigem Kampf auffordernder Rede auf den Beleidiger eindringen; da faßte der Fremde, welcher ihm zufällig nahe stand, schnell seinen Arm, und sprach ernst, doch leise, nur die Worte: „Denkt der Prüfung!"

Bestürzt und überrascht zugleich blickte Siegfried zu ihm auf, dann schlug er sich heftig vor die Stirn, und rief in der leidenschaftlichsten Bewegung: „Und müßt' ich Alles verlieren, mit Ruhe den Elenden zurechtzuweisen, ist mir unmöglich! Thut ihr es denn

für mich, und mich laßt hinaus, hinaus in's Freie!"

So sprechend, verließ er sogleich den Saal. Mit Gelassenheit, doch auch mit Nachdruck, rügte nun der Fremde des muthwilligen Schwätzers Unrecht, und ganz ohne alles Zürnen hörte ihn dieser. Es verdiene allerdings Tadel, meinte er lächelnd, Andere in der Dame ihres Herzens anzugreifen; auch kenne er Mathilden kaum, und sey sehr gern bereit, seinen gar nicht feindlich gemeinten Scherz zurückzunehmen. So ward Alles friedlich beigelegt; und mit den freundlichen Worten: an der so eben gezeigten Mäßigung erkenne er den Bruder Konrads, trat nun einer der älteren Gäste zu dem Fremden. Doch mit etwas finsterer Verwunderung blickte dieser zu ihm auf, dann sehr ernstlich versichernd, daß er dies gar nicht sey; und habe sein redlicher Freund ihn also genannt, so sey dies wol nur, weil er sich ihm brüderlich verwandt fühle, in der Freude des Wiedersehens geschehen. — Nach dieser Erklärung verließ er sogleich den Saal; die schwülsten Stunden des Tages waren vorüber, und die Schwüle in seinem Innern konnte er hier nicht dämpfen. Ja, es dünkte ihn jetzt selbst ein unerklärliches Räthsel, welche seltsame Regung in

seiner Brust ihn habe bewegen können, dem Rufe des zuvorkommenden Halbbekannten zu folgen.

Indem er nun in den Schloßhof trat, ward am Eingang des Gartens Siegfried von ihm bemerkt, in schwermüthiger Stellung gegen den Stamm einer jungen, schlanken Eiche gelehnt, an der er vor Kurzem erst unter fröhlichen Träumen zarte Blüthengewinde heraufgezogen hatte. Der Scheidende rief ihm ein Lebewohl zu, und mit Dank für seine wohlwollend gemeinte, wenn gleich von dem völlig Fremden etwas überraschende Erinnerung, näherte sich jetzt Jener. „Nur leider," setzte er niedergeschlagen hinzu, „kam euer Mahnungswort für mich zu spät. Die Flamme loderte schon in mir auf; ihr hieltet nur den Ausbruch zurück. Ich habe ihr nicht aus eigener Kraft gewehrt: und so bin ich durch das heiligste Versprechen schuldig, mich selbst anzuklagen bei Mathilden und ihrem Vater." —

Schweigend, das Auge finster zu Boden gesenkt, stand der Fremde einen Augenblick da; dann sprach er mit fast bitterm Selbstvorwurf: „Und wenn eure Wünsche vereitelt, eure liebsten Träume zerstört sind — nun, so muß auch noch diese Schuld

zu der schweren früheren auf meinem Leben lasten! Durch mich allein ist dieser tiefe Widerwille gegen Zorn und wilde Heftigkeit in des edeln Otto's Brust geweckt, — denn ach! ihr seht in mir seinen unglücklichen, von quälender Erinnerung umgetriebenen Sohn, der durch jahrelange Reue, durch manche mit Ruhm und Ehre gekrönte That dennoch nicht im Stande war, die blutige Spur einer furchtbaren Stunde aus seinem Leben zu verlöschen." — „O, wie beklag' ich euch!" rief Siegfried theilnehmend; denn er war durch mancherlei Erzählungen schon ziemlich genau mit Kurds Schicksalen bekannt. „Spracht ihr denn vielleicht euren Vater schon? O gewiß, ihr werdet Trost und Beruhigung finden im stillen Kreise der Euren!" — „Ich wagte noch nicht, mich meinem Vater zu entdecken," erwiederte Kurd; „und selbst von ihm ward ich nicht erkannt. Eben jene Stunde hat auch diese Todtenfarbe auf meine Wangen gehaucht, diese tiefen Furchen in meine Stirn gedrückt, vor denen jede Erinnerung an das Bild des einst so lebensfrohen Jünglings zurückweicht. — Kennt ihr die Stimmung meines Vaters gegen mich? Einst war eine Zeit, wo ich

ihm fern bleiben wollte für immer; und, o wie gern ruhte ich jetzt nur noch einmal an seinem treuen Herzen! Auch könnten vielleicht meine letzten Lebensjahre zu stillen Fürsprechern für euch werden; denn wahrlich, seit jenem blutigen Zwist mit meinem liebsten Jugendfreunde hab' ich die Herrschaft über mich behauptet. Das furchtbar treffende Schwerdt in der Scheide, und sich selbst in den Schranken besonnener Mäßigung zu halten, das hatte — aber ach! zu spät — der unglückliche Mörder Hermanns gelernt!"

„Der Mörder Hermanns?" rief Siegfried schnell. „O, armer Freund! laßt diesen entsetzlichen Gedanken nicht einen Augenblick länger euer Herz belasten. Baut fest darauf: Hermann lebt, er ist vollkommen genesen!"

„Er lebt? o ewige Vorsicht! Hermann lebt?" rief Kurd in der höchsten Bewegung, und die Thräne, die über sein männliches Gesicht rollte, verrieth mehr noch, als der Ton seiner Stimme, wie tief die himmlische Kunde ihn erschütterte. Sein Auge hob sich zum Himmel, und das Schweigen der nächsten Minute war ein heißer, inniger Dank dem Gnädigwaltenden über den Sternen.

„O nie, nie ist ein Funke dieser seligen Hoffnung in meine Brust gekommen!“ sprach dann Kurd, sich allmählich fassend. „Es war über mich bestimmt, die Strafe des quälendsten Selbstvorwurfs zu tragen. Ich hielt den unbezweifelt für todt, dessen Leben ich gern mit zehnfachem Sterben wieder erkauft hätte. — Jetzt, mein Freund, laßt mich zurück zu meinem Vater eilen! Jetzt habe ich Muth, ihm Alles zu entdecken, und auch für euch ein warmes, herzliches Wort zu sprechen. Bekommt ihr bis zum Abend keine andere Kunde, so folgt mir, so bald es seyn kann, zu meinem Vater, zu meiner, zu eurer Mathilde! — Nach diesen Worten rief er einem nahenden Diener, schnell sein Roß herbeizuführen, und sprengte, als es gebracht ward, sogleich mit verhängtem Zügel davon. —

Und als nun am Abend auch Siegfried, aufgefordert durch des Freundes Rath und durch sein eigenes Herz, Einkehr suchte unter dem trauten Dache, welches seine Mathilde beschirmte, — o, da fand er diese Heimath des stillen Ernstes, der leisen, oft zurückgedrängten Wehmuth, zur Wohnung der seligsten Heiterkeit umgewandelt. „O kommt, mein Bru-

der!“ rief ihm Kurd im reichen Gefühl überwallender Freude entgegen; „es ist auch Raum für euch an meines Vaters Brust! Er wird auch euch verzeihen! er wird auch euch lieben, wie seinen Sohn!“ Doch rasch mißbilligend regte sich bei diesen Worten Siegfrieds tiefes, leicht verletztes Ehrgefühl, und er antwortete schnell und entschieden: „Nein, nicht also, mein Freund! Laßt euren edeln Vater nicht abweichen von seinem ersten Ausspruch. Selbst das höchste Gut des Lebens, da ich es nicht verdiente, begehr' ich noch nicht aus seiner Hand. Nur das eine bitt' ich von ihm: er vergönne mir noch einmal die nämliche Zeit zur Prüfung; und habe ich sie dann besser und rühmlicher bestanden, — nun dann lege er, wenn er mich dessen werth achtet, Mathildens Hand in die meine.“

In dies Verlangen willigte Otto sogleich mit zufriedenem Blick, dem Jüngling die kräftige Rechte zum Einschlag entgegen haltend. So trat denn der Kämpfer von Neuem in die Bahn, und jetzt zwiefach auf seiner Hut, trug er nach drei Monden glücklich den sehnlich gewünschten Lohn davon. Mathilde ward die Seine; und da er nun einmal die Möglich-

keit kennen gelernt hatte, gelassener zu seyn, so ließ er sich's auch ferner nicht verdrießen, mit strengem Achten auf sich selbst den neubetretenen Weg zu verfolgen. Und in des Abends friedlicher Stille, von liebenden Kindern umgeben, lebte nun der wackere Otto in verjüngter Kraft und Freudigkeit wieder auf.

„Hätte ich's doch nicht geglaubt," so sprach dieser jetzt mehr als einmal mit freudiger Rührung, „hätte ich's doch wahrlich Keinem geglaubt, in den vielen trüben Tagen meines Lebens, daß mir noch so heitere, harmlose Stunden auf dieser Erde wieder bestimmt seyn könnten! Schien es mir doch damals, als sey der trostlose Schmerz unvergänglich, als drohe überall nur Nacht und Mißgeschick, und werde nimmer ein besserer Augenblick für mich wiederkommen. — Wahrlich, ich erkenn' es jetzt, ich war oft zu trost- und muthlos, wenn's finster war auf meinem Wege!" —

Ob der edle Pilger, beim Ueberschauen der zurückgelegten Bahn, sich hier zu strenge beurtheilte, mag wol unentschieden bleiben. Fast schien es indessen, als glaube der Himmel selbst ihm Ersatz schuldig zu seyn für manche herbe Stunde der Vergangen-

heit; denn von nun an bis zum späten Ende seiner Tage war sein Leben heiter und unbewölkt. — Auch von Kurds bisher so düsterem Pfade wichen jetzt die Nebel des Trübsinns zurück, und er ward lichter und lichter, als eine lieblich blühende Jungfrau, Anna's jüngere Schwester, nach einigen Jahren den ihren mit ihm vereinte. Hermann, der längst versöhnte, gab mit Herzlichkeit dem Gefährten seiner früheren Jugend den Brudernamen; und der Freund, welchen Kurd im Sturm der Leidenschaft sich beinahe geraubt hätte, blieb der treueste und bewährteste seines ganzen Lebens.

Die seltne Gabe.

Wer im freundlichen Sachsenlande bekannt ist, der erinnert sich wol auch noch der reichlichen Anzahl von Kram- und Obsthändlerinnen aller Art, welche dort, in allen Städten groß und klein, besonders aber im volkreichen Dresden, an jeder Straßenecke und vor jedem Thor ihr Wesen treiben. Schon um ein Jahrhundert früher hatten sie, wie jetzt, in jenen Gegenden der Stadt ihr Reich; und eine von ihnen war bei ihrem sonst kargen Lohn verheißenden Gewerbe so wohlhabend geworden, daß Manche unter dem Volke sich leise murmelnd und mit bedenklichem Kopfschütteln in's Ohr flüsterten: es möge wol gar mit dem beneideten Wohlstand eine unheimliche Bewandtniß haben. Ja, diese Sage ward so allgemein, und fand, besonders unter den Frauen der untern Stände so gläubige Seelen, daß sie sogar Bedenken

trugen, von der sonst für vorzüglich gehaltenen Waare der Verdächtigen zu kaufen; ein Verlust, über welchen sich diese jedoch sehr leicht tröstete, da ihre reinlichen, wohlausgeputzten Obstkörbe jede zierliche Kammerjungfer, jeden betreff'ten Lakaien zu sich heranzogen, und da, zum Glück für sie, doch die Zeit schon längst nicht mehr war, wo ein Argwohn, wie der, welchen man auf sie geworfen hatte, ihr mit bedenklichen oder gar lebensgefährlichen Folgen hätte drohen können. —

Eines Tages trat ein junger, wohlgekleideter Handwerksmann, das feindliche Gerede über sie wenig achtend, an ihren Obsttisch, angelockt von den schönen goldgelben Pflaumen, welche dort zu hohen Haufen aufgethürmt so stattlich glänzten, als wollten sie es den schimmernden Herrlichkeiten eines nahen Goldarbeiterladens gleich thun. „Ach, wenn doch nur eine einzige dieser Pflaumen zu Gold werden wollte!" rief der Wanderer sehnsuchtsvoll aus, indeß die Verkäuferinn ihm seinen Antheil zuwog; allein keine der goldfarbenen Kugeln machte Anstalt, um seinetwillen sich in eine goldene zu verwandeln; und schnell den gemachten Einkauf bezahlend, wanderte

er mit zerstreutem Abschiedswort seines Weges weiter.

Nicht Armuth, sondern Verlangen reich zu seyn, und für vornehmer gehalten zu werden, als er war, hatte den Wunsch des jungen Mannes veranlaßt. Dies Verlangen regte sich oft weit stärker und lebhafter in seiner Seele, als ihm frommen konnte; und Niemand ward so sehr dadurch bekümmert, als seine alte treue Mutter, welche darin eine strafbare Ueberschätzung der irdischen Güter, und mehr noch eine gefährlich lockende Versuchung für ihren Sohn sah. Früh ohne Stütze zurückgeblieben, hätte sie selbst sehr leicht den Werth jener Güter zu hoch anschlagen können, deren Mangel oft empfindlich genug von ihr gefühlt war; allein deßungeachtet that sie dies nicht, und ihre Sehnsucht beschränkte sich immer nur darauf, daß ihr für's spätere Alter ein mäßiges, von peinlicher Sorge freies Auskommen beschieden seyn möchte. Dieser bescheidene Wunsch ward nun auch einigermaßen erfüllt; denn es gelang ihr, mit Hülfe ihrer jetzt herangewachsenen Tochter, welche, wie sie, stillen und genügsamen Sinnes war, so viel zu erwerben, als Beide eben nothwendig brauchten. Der Sohn — Franz war sein Name — brachte wol auch

zuweilen ein kleines Geschenk mit nach Hause, meistens etwas zum Anzug für seine Schwester, die er gern gut gekleidet sah: allein an eigentliche Unterstützung von ihm war doch nicht zu denken, denn was er verdiente, reichte oft kaum zu seinen eigenen Ausgaben hin; und diese stiegen natürlich immer höher, je mehr er strebte, es Reicheren, als er war, gleich zu thun, und wenigstens dem äußeren Anschein nach ganz mit ihnen auf einer Stufe zu stehen.

Umsonst erschöpfte die gutmeinende Mutter ihre ganze Beredtsamkeit, ihm die Klippe zu zeigen, an der einst sein Fahrzeug zu stranden drohe, und die sie in der schlichten Einfalt ihres Sinnes deutlich genug erkannte. Er blieb taub für ihre Warnungen; und besonders jetzt, da er seit einiger Zeit ein heimlich Auge auf die schöne Tochter des Hofgärtners in der Vorstadt geworfen hatte, war sein Ohr ihnen völlig verschlossen; denn gar zu nöthig schien es ihm, im Hause der Geliebten, wo er bei dem Vater ganz wohl gelitten war, mit aller äußern Zierlichkeit eines jungen Mannes aus höherem Stande zu erscheinen; und gar zu reizend, wol gar einmal die schöne Jungfrau durch einen von ihr gewünschten, und von

den sparsamen Eltern vergebens erbetenen kleinen Putz zu erfreuen. —

Der vorhin von ihm ausgesprochene Wunsch ward auf's Neue wieder recht lebhaft in seiner Seele, als sein Weg ihn an einem ländlichen Wirthshause vorüberführte, gewöhnlich R**s Garten genannt, wohin, nach sächsischer Sitte, die schöne Luise zuweilen an Sonntag Nachmittagen mit ihren Eltern zu wandeln pflegte. Manchen sehnsuchtsvollen Blick warf Franz im Vorbeigehen auf den großen, im herrlichsten Grün hoher Kastanien und Linden prangenden Garten, wo er — der freilich auch in der Absicht hingegangen war — schon oft sie und die Ihrigen getroffen hatte; und immer größer ward sein Verlangen, sie auch am folgenden Tage, gerade einem Sonntag, dort aufzusuchen. Dies hätte nun freilich geschehen können; allein in seinen Augen bedurfte es dazu nothwendig einiger Verbesserungen seines, nach dem strengen Gesetz der Mode nicht ganz tadelfreien Anzuges, und gegen diese legte seine Börse ihm Schwierigkeiten in den Weg. Mißmüthig eilte er an der Hecke von spät blühendem Geißblatt vorüber auf das nächste Dorf, wo er Bestellungen zu machen

hatte, und nahm einen andern Weg zurück, der vorn am Hause vorüberführte, um nur nicht zum zweitenmal in den lockenden Garten zu sehen. Allein es schien ihm bestimmt, heute den Verdruß des Entbehrens recht lebhaft zu fühlen; denn nun stand die fleißige Wirthstochter an der Thür, emsig beschäftigt, einen großen nußbaumenen Tisch spiegelblank zu reiben, und auf seinen Gruß rief sie ihm freundlich einladend die Frage zu: ob er morgen nicht auch zu ihren Gästen gehöre? daß ihm das Zurückbleiben immer schwerer und schwerer schien. Er berechnete von Neuem die ihn nothwendig dünkenden Ausgaben und den Betrag seiner Kasse; doch je öfter er diese zu Rathe zog, desto unerbittlicher lehnte sie sich gegen seine Wünsche auf. Noch vergeblich überlegend, wie er einen Ausweg finde, stand er einen Augenblick still, und spielte dabei maschinenmäßig mit einer der goldenen Pflaumen, die er bei der Obsthändlerinn gekauft hatte. Siehe! da leuchtete ihm plötzlich, wie ein Blitzstrahl, die Sage von den geheimen Zauberkünsten der Verkäuferinn in die Seele. Es möge doch wol der Mühe werth seyn, meinte er, zu untersuchen, was denn eigentlich an der Sache sey, und

ob die Alte sich wol sollte geneigt finden lassen, für ihn ein Pröbchen ihrer Geschicklichkeit zu zeigen. Und sich immer lebhafter mit diesem Gedanken beschäftigend, wanderte er nun raschen Schrittes dem Stadtthore zu.

Lange schon ehe er es erreichte, hatte er den Entschluß gefaßt, noch am nämlichen Abend die nähere Bekanntschaft der Obsthändlerinn zu suchen, ob er gleich zweifelte, daß sie ihn schnell genug zum Ziele führen werde, um schon für den folgenden Tag seiner Verlegenheit ein Ende zu machen. Allein das Glück war ihm günstiger, als er hoffte; denn kaum hatte er angefangen, die ersten freundlichen Worte mit der Alten zu wechseln, als sie ihn scherzend fragte: ob ihn denn noch so sehr darnach verlange, daß ihre Pflaumen sich für ihn in goldene verwandeln möchten? — Das verhehlte er nun gar nicht; und mit schlauem Lächeln erwiederte jene: „Ja, wenn ihr deren viele begehrt, dann ist mir's leid, euch nicht dienen zu können. Vor einigen Stunden wünschtet ihr nur eine, und die wäre euch allenfalls zu verschaffen gewesen; allein ich sehe wol, eure Wünsche wachsen riesenschnell; und, wie gesagt, mit mehreren weiß

ich euch nicht zu helfen." — „Ihr scherzt nur," antwortete Franz im freundlichsten Ton; „könntet ihr mir doch eben so leicht viel schenken, als wenig. Indessen, laßt es denn immerhin für heute auch nur wenig seyn; ich treffe wol einmal eine günstigere Stunde bei euch, und will mich bis dahin ja gern mit den kleineren Zeichen eurer Freundschaft begnügen." — „Nun, da habt ihr das Zeichen!" sprach die Alte, in sich über die höflichen Redensarten lachend, und reichte ihm, begünstigt von der Dämmerung, die schon beinahe Nacht geworden war, schnell und heimlich die gewünschte Gabe hin. „Nur eines," setzte sie hinzu, „empfehl' ich euch ernstlich: wollt ihr nicht, daß mich meine Gutwilligkeit gereuen soll, so laßt nicht bekannt werden, von wem euch das Geschenk gekommen ist. Es könnte mir, und auch euch selbst, sehr zum Verdruß gereichen, wenn man es erführe."

Freudigen Herzens versprach Franz Verschwiegenheit, wechselte dann seinen Schatz im Laden des nahe wohnenden Goldarbeiters, und erhielt nicht weniger als sechs glänzende Goldstücke statt eines einzigen wieder. Schnell und fröhlich nahm er nun Ab-

schied, und konnte sich's nicht versagen, für ein Sandkörnlein seines Reichthums sogleich noch einige Kleinigkeiten zu kaufen, durch welche er am folgenden Tage den Augen seiner Schönen stattlicher und wohlgefälliger zu erscheinen hoffte, im Fall das Glück ihm vergönnen sollte, ihr zu begegnen.

In dem stillen Stübchen seiner alten Mutter war indessen schon lange Licht gewesen, denn sie hatte emsig gearbeitet, um mit dem Schluß der Woche das letzte Strumpfpaar für eine vornehme Nachbarinn zu vollenden, und war eben erst mit ihrer Aufgabe fertig. Zierlich aufgerollt lagen die schneeweißen Kinder ihrer Hände um sie her, und unmöglich hätte der selbstgefälligste Autor mit größerem Behagen seine liebsten Geisteserzeugnisse betrachten können, als die kindliche Alte diese, wie sie meinte, ihr so wohlgelungenen Werke. Langsam und sorgfältig räumte sie dieselben in ein leichtes, reinliches Körbchen, in welchem die Tochter sie morgen in aller Frühe abliefern sollte; und als nun auch das geschehen war, und sie, sorgfältig vor den Fliegen mit dunkelm Tuche bedeckt,

am Fenster standen: da begann sie recht verlangend nach des Sohnes Heimkehr auszusehen, denn ihre Augen waren müde von der späten Arbeit, und sehnten sich nach Ruhe.

Mit freundlicher Aufmerksamkeit eilte Marie — so hieß die Tochter — den Abendtisch zu besorgen, damit nichts mehr aufhalten möge, wenn der Bruder komme; und noch war sie mit dem leichtvollbrachten Geschäfte nicht ganz zu Stande, als der Erwartete eintrat. Allein das Abendbrot blieb noch lange unberührt, und das müde Auge der Mutter ward wieder wach, und ach! sogar schlaflos ob der seltsamen, geheimnißvollen Kunde, die er mitbrachte. Nicht wenig hatte er sich in der Erwartung getäuscht, auch von den Seinigen als ein Bote der Freude mit seinem Reichthum aufgenommen zu werden.

Einen Augenblick, nachdem er seine Erzählung geendigt hatte, schwieg die alte Mutter völlig; dann blickte sie traurig zu ihm auf, und rief mit ängstlicher Stimme: „Aber um Gotteswillen, Franz! sag' mir nur, wie ist es dir möglich gewesen, das Gold anzunehmen? Ach! so oft, so oft schon hast du meine redliche Warnung verschmäht; hör' nur heute dies

einzigemal auf meinen Rath, und gieb das Gold noch jetzt wieder zurück! Glaub' mir, statt dich zum Glück zu führen, wie du jetzt meinst, wird es dir nichts als Unheil und Unsegen bringen; denn es ist nicht auf rechtlichem Wege erworben, und so kann auch für Niemanden etwas Gutes daraus entstehen." — „Seyd doch nur nicht so ängstlich, Mutter!" antwortete Franz. „Es ist ja unmöglich, daß ich es zurückgebe. Ich habe es gleich verwechselt, gleich davon ausgegeben, und das schöne Kleinod ist vielleicht schon eingeschmolzen. Was wird mir denn auch widerfahren, wenn ich es behalte? Die Alte hat ja nichts Böses dafür von mir verlangt." — „Sie hat nichts Böses dafür verlangt?" erwiederte die Mutter; „nun so wird sie dich dadurch zum Bösen verleiten. Franz! Franz! ich bitte dich mit Thränen, gieb ihr das Gold zurück! gleichviel, ob eingewechselt, oder so wie du es erhieltest. Sieh, ich habe im letzten Jahr einen einzigen Randdukaten erspart; er sollte der Anfang zu einer kleinen Aussteuer für deine Schwester werden, und ich dachte ihn in einer fröhlichern Stunde anzuwenden. Doch jetzt soll er dein seyn; ersetze dafür, was du ausgegeben hast, und

brauche das Uebrige ganz wie du willst; nur laß dies Gold nicht länger in meinem Hause bleiben. Es ängstigt mich mehr, als ich dir sagen kann!" — „Wie könnt ihr mir nur zutrauen, daß ich euch euer kleines Ersparniß entziehen werde?" antwortete der Jüngling, halb unmuthig, halb gerührt. „Und wie mögt ihr mir gleich wieder meine Freude so verderben? Ich hatte mir auch schon für euch und Marien ein kleines Geschenk ausgedacht, das euch gewiß lieb gewesen wäre. Liebe Mutter, laßt mich nur dies einzigemal noch meinen Weg gehen, und beruhigt euch bis an's Ende der Sache. Ihr werdet sehen, es widerfährt mir nicht das geringste Uebel dadurch; im Gegentheil, es wird mir noch Ehre und Glück aus meiner Verbindung mit der Alten erwachsen." — „Glück — was wirklich Glück ist — gewiß nicht!" erwiederte die Mutter mit der Entschiedenheit der festen Ueberzeugung; „und widerführe dir auch wirklich kein Leid dadurch, so bleibt es doch unrecht, daß du das Gold annimmst, da du wohl wissen kannst, daß es auf sehr bedenklichen Wegen erworben seyn mag. Doch, ich sehe wol, es geht heute wie immer; du willst mir nicht folgen. Dir ist zu

früh der Vater gestorben, der mit strengem Ernst befahl: so will ich's, und so sollst du! Darüber hast du nur auf dich selbst und deine eigenen Einfälle hören gelernt; und Gott gebe, daß es kein unglücklich Ende mit dir nimmt! — Darauf aber kannst du sicher rechnen: wenn all' mein Bitten nichts über dich vermag, so wird doch nimmermehr, weder von mir noch Marien irgend eine Gabe angenommen werden, die von jenem Golde bezahlt ist. Ich habe sechzig Jahre arm, aber fromm und redlich in der Welt gelebt; und wenn man auf diese Weise bis dahin gekommen ist, so fängt man nicht erst an, sein Glück auf dem Wege zu suchen, welchen du jetzt betreten willst."

Mit diesen Worten ging sie, das Abendbrot verschmähend, sehr traurigen Herzens aus dem Zimmer; und unmuthig eilte nun auch Franz, es sobald als möglich zu verlassen, des festen Vorsatzes, am folgenden Morgen, ehe noch irgend jemand von den Seinigen sichtbar werde, schon wieder zum Hause hinaus zu seyn. —

Ehe er jedoch am nächsten Tage diesen bequemen Ausweg ergriff, führte er, um sein eigenes, bei

dem Gedanken an den Kummer der Mutter dennoch unruhig schlagendes Herz, in Schlummer zu wiegen, noch einen, wie er meinte, sehr glücklichen Einfall aus, alle Besorgnisse der Seinigen wenigstens für den Augenblick zu verbannen. Er schrieb nämlich auf ein Blättchen Papier folgende, dem Buchstaben nach, wahre Worte, welche er dann, leicht zu finden, auf Mariens kleinen Arbeitstisch legte:

„Beruhigt euch, liebe Mutter, und verlaßt euch darauf, daß ich noch heute das verhaßte Gold wieder aus eurem Hause bringe. Wundert euch auch nicht, daß ich schon so früh wieder ausgehe; ich habe noch eine nothwendige Arbeit zu endigen, und möchte gern den Nachmittag für mich freibehalten. Lebt wohl indeß, und seyd meinetwegen ganz ohne Sorge.

Jetzt, glaubte er, sey allem Unglück abgeholfen; und nun auch selbst jeden verdrießlichen Gedanken entfernend, ergriff er ein sorgfältig eingewickeltes Paket, welches ihn am vorigen Abend noch zwei seiner Goldstücke gekostet hatte, und eilte dann das Haus zu verlassen, ehe unwillkommene Fragen näheren Aufschluß über sein Brieflein von ihm begehren möchten. —

Allein wie sehr oft die Vorstellung täuscht, daß in jedem Fall ein schlichtes, einfältiges Gemüth so leicht zu hintergehen sey, das zeigte sich auch hier wieder recht deutlich. „Er meint es anders, als er schreibt! so sprach eine leise, doch untrügliche Stimme im Herzen der guten alten Mutter. Wäre es ihm wirklich Ernst, dir die Freude zu machen, die er verspricht, so würde er auch eine kurze Zeit gewartet haben, um dir es zu sagen. Leicht wäre der Entschluß ihm wahrlich nicht geworden, und er hätte dann auch in deinem Dank, deiner Zufriedenheit den Lohn dafür ernten wollen. Jetzt aber vermeidet er dein Auge, weil etwas Unwahres in seinen Worten versteckt liegt; und er fügt zu dem ersten Unrecht, dir weh zu thun, auch noch das zweite, dich zu hintergehen." — Mit traurigem Kopfschütteln und den leisen Worten: „Behüt' ihn Gott!" legte sie das Zettelchen wieder auf den Tisch, und holte nun langsam ihren Sonntagsanzug herbei, um das Nämliche noch einmal, und noch inniger für den Sohn bittend, in der Kirche zu wiederholen.

Marie hatte indessen seitwärts am Fenster gestanden, das bleiche, kummervolle Gesicht der Mutter

mit Wehmuth betrachtend. Helle Thränen begannen dabei über ihre heute auch blassen Wangen zu rollen; und sie wandte sich leise, um sie von der Mutter unbemerkt zu trocknen. Doch indem sie sich so abwandte, traf plötzlich auf ihr weinendes Auge das freundlich mitleidige eines ernsten Mannes, welches durch die verschobene Fenstergardine scharf zu ihr hereindrang. Betroffen schlug sie den Blick zu Boden, und hatte sich noch nicht ganz von ihrer Verwirrung erholt, als sie von einer starken männlichen Stimme auf der Hausflur ein deutliches: Guten Morgen! vernahm. Noch zögerte sie, zu gehen, doch der Mutter Geheiß mahnte sie, nachzusehen, wer da sey; und kaum hatte sie zur Thür hinausgeblickt, da begegnete ihr zum zweitenmal jenes ernste, und doch so freundlich mitleidige Auge.

Der Fremde war ein vornehmer Engländer, der, kunst- und reisenliebender als damals noch die meisten seiner Landsleute, auch nach Dresden gekommen war, Mariens Stübchen gegenüber wohnte, schon mehr als einmal mit freundlicher Theilnahme auf das hübsche, fleißige Mädchen, wenn es am Fenster arbeitete, hinübergeschaut hatte, und es nun, dicht

am Hause vorübergehend, mit noch größerer Theilnahme weinend erblickte. Lebhaft erwachte der Wunsch im Herzen des etwas seltsamen, doch biedern und höchst gutmüthigen Mannes, wenn sie Kummer habe, ihr wo möglich zu helfen; und indem er noch einen schicklichen Vorwand suchte, in ihre Wohnung zu treten, boten ihm die feinen, gestickten Halstücher, die er in ihrem kleinen Putzladen oft hatte aushangen sehn, den willkommensten Anlaß dazu dar.

Er ließ sich mehrere derselben zeigen, bestellte auch einiges, erbot sich, voraus zu bezahlen, und beobachtete dabei scharf Mariens Gesicht, ob es sich durch den kleinen Gewinn vielleicht aufheitere. Allein es blieb ernst und trübe, wie vorher; augenblicklicher Mangel schien es also nicht, was sie bekümmerte. Er sann hin und her, wie er am Besten etwas Näheres über ihre Lage erfahren möchte, und stand noch immer zögernd, und scheinbar dies und jenes besehend ihr gegenüber.

Indessen schien der Mutter der Handel lange zu dauern, und so gern sie in diesem Augenblick zurückgeblieben wäre, trat sie doch, ungewiß, was von dem Fremden zu halten sey, mit in den Laden

Kaum aber hatte der Käufer ihr tiefbetrübtes Gesicht recht in's Auge gefaßt, als es ihm unmöglich war, länger mit seinem guten Willen zurückzuhalten. Er trat näher zu ihr, und fragte, ihr treuherzig die Hand reichend, in zwar etwas gebrochenem, doch ganz verständlichen Deutsch: ob ihr oder ihrer Tochter vielleicht ein Unglück widerfahren sey, da er so große Bekümmerniß in ihren Gesichtern lese? — Ein leises: „Ach, Herr!" und eine mühsam zurückgedrängte Thräne war die ganze Antwort der Gefragten. Diese aber genügte ihm nicht; und er bot nun so gutherzig jede Hülfe an, die er irgend zu geben im Stande sey, versprach so heilig die strengste Verschwiegenheit, wenn man ihm vertraue, daß die arme Mutter, unfähig, ihr Leid länger zu verhehlen, ihm endlich ihre Sorge wegen des Sohnes gestand. Mit Theilnahme und, wie es schien, mit Ueberraschung hörte er ihr zu; doch als ihre Erzählung geendigt war, erwiederte er gelassen: „Wenn das euer Herzeleid ist, gute Frau, so hoffe ich, daß ihr euch für diesmal umsonst gehärmt habt. Ich kann mir doch gar manchen Umstand denken, durch den jenes seltsame Geschenk, von welchem ihr sprecht, auf ganz ehrlichen Wegen, und

gewiß nicht durch Zauberkünste, in die Hände der Geberinn gekommen seyn könnte; ja, ich habe sogar Vermuthungen darüber, die ihr auch erfahren sollt, sobald sie mir nur erst zur Gewißheit geworden sind. Ueberhaupt scheint mir's, die ganze Sache könne, auch in dem Sinn, wie ihr es meint, vielleicht eurem Sohn eher Nutzen als Schaden bringen. Ich will versuchen, was sich dabei thun läßt. — Ist er denn heute am Nachmittag zu Hause?"

Die Frage ward mit Nein beantwortet. Er werde nicht zurückkommen, da er den Sonntag Nachmittag gewöhnlich in R**s Garten zubringe. „So?" erwiederte der Fremde mit nachdenklicher Miene; „nun denn! ich will noch überlegen, was in eurer Angelegenheit geschehen kann. Erwartet jetzt nur ganz ruhig des Sohnes Heimkehr, und für das Uebrige laßt mich sorgen. In kurzer Zeit werdet ihr wieder von mir hören."

So sprechend verließ er den Laden, ohne sich näher erklären zu wollen; und, zwar im Vertrauen auf ihn, um vieles ruhiger, aber doch in völliger Ungewißheit über das, was sie eigentlich von ihm hoffen dürfe, blieb die Mutter mit der Tochter zurück.

Franz hatte indessen zuerst seinen Weg zu der Werkstatt genommen, wo er arbeitete, weil er wirklich dort noch eine Kleinigkeit zu vollenden hatte. Sobald dies geschehen war, eilte er, die gestern erhandelten Verbesserungen an seinem Anzuge geltend zu machen, schob dann in die geräumige Rocktasche das schon vorhin erwähnte Paket, welches nichts anders enthielt, als ein weiß seidenes, ganz gut ausgewähltes Tuch von der neumodigsten Art, zum Geschenk für die schöne Luise bestimmt, und wanderte nun mit dem Schlage zehn Uhr in die Vorstadt zu ihrem Vater, den fleißigen Blumenpfleger, dem er gern und unbeneidet alle Schätze seines Gartens gelassen hätte, wär' es ihm nur möglich gewesen, das einzige Röslein von ihm zu gewinnen, auf das nun einmal sein Sinn und Streben gerichtet war. Doch schien es damit noch im weitem Felde; und Alles, worauf er bis jetzt einige Hoffnungen gründete, war noch sehr schwankend und ungewiß. —

Eigentlich ging er heute in der Absicht hin, den, nach welchem er fragte, nicht zu finden: denn er wußte wohl, daß der wackere, verständige Anton, dem die Wochentage nicht Zeit zu anderer Beschäftigung,

als der seiner fleißigen Hände, ließen, dann niemals versäumte, wenigstens am Sonntag Morgen eine gute Predigt zu hören. In dieser Stunde nun hoffte er am sichersten die Tochter allein zu treffen, und dachte ihr dann mit bescheidener Dreistigkeit die noch seltene Gabe zu bieten, die er für sie bei sich trug.

Es ging nach seinem Wunsch; beide Eltern waren in der Kirche, und höflich lud ihn Luise ein, des Vaters Rückkehr zu erwarten, und sich indessen im Garten umzusehen. Allein Franz sehnte sich, den günstigen Augenblick zu benutzen, und zog deshalb schnell, doch schüchtern, sein Geschenk hervor, es ihr mit einigen entschuldigenden Worten überreichend, und mit einer in ihrer Art recht gewandten Hindeutung auf die Freude, welche sie ihm machen würde, wenn sie ihm einst ein Recht geben wolle, sie, so gut er es vermöge, zuweilen mit kleinen Gaben zu erfreuen.

Schweigend und verlegen senkte Luise den Blick; doch Franz, welcher dies Schweigen günstig für sich deutete, öffnete schnell das Paket, und hielt ihr mit innerer Zufriedenheit das zierlich auseinandergefaltete Tuch hin. Allein kaum fiel ihr Auge auf das, für ein Mädchen ihres Standes theure und recht eigent-

lich glänzende Geschenk, so verfinsterte es sich sichtbar; und mit einem trockenen: „Ich darf von Niemanden Geschenke nehmen!“ wollte sie das Zimmer verlassen.

„O seyd doch nicht so streng!“ rief Franz, indem er ihr bittend nacheilte. „Mißfällt euch denn meine kleine Gabe so sehr? Ehe ihr sie saht, habt ihr sie ja doch nicht so ganz unbedingt verschmäht.“

„Eure kleine Gabe?“ antwortete das Mädchen ernsthaft. „Wäre sie das wirklich, so hätte sie mich vielleicht erfreuen können. Doch dies theure Geschenk sagt mir nur zu deutlich, daß ich mich bisher in euch irrte; und solcher Irrthum ist niemals erfreulich. — Ihr habt,“ fuhr sie fort, „eine alte, wackere Mutter, die sich von der Arbeit ihrer Hände ernährt; eine Schwester, die jung ist, wie ich, aber im einförmigen Leben des täglichen Erwerbens wenig Jugendfreuden kennt: wie mögt ihr es nur über euch gewinnen, einer Fremden so theure Geschenke anzubieten, da ihr doch, was euch entbehrlich ist, für die Eurigen verwenden solltet? — Ihr habt mich sehr falsch beurtheilt, wenn ihr glaubtet, auf solche Weise meinen Beifall zu gewinnen; ja, ich muß es euch auf-

richtig gestehen, daß ihr noch vor einer Stunde mir um gar vieles besser gefielet, als eben in diesem Augenblick."

Mit diesen Worten war sie aus dem Zimmer, ohne daß es Franzen gelang, sie zum zweitenmal aufzuhalten, und er sah sich gezwungen, sein Geschenk zurückzunehmen, aus Furcht, auch noch das Mißfallen der Eltern auf sich zu ziehen, wenn diese etwas davon erführen. Luisen sagen, daß seine Mutter eben jetzt alle Unterstützung von ihm verschmähe — das konnte er nicht, und noch weniger den Grund davon, weil ihm Beides in ihren Augen wenig Ehre gebracht haben würde; so blieb ihm also nichts anders übrig, als sie mit der Bitte wieder aufzusuchen, daß sie ihm nur noch jetzt nicht ihr ganzes Wohlwollen entziehen, nur noch nicht sogleich ganz bestimmt über seine Handlungen entscheiden möge.

„Seyd ihr mir doch ein Fremder!" antwortete das Mädchen, wie es schien, sich besinnend; „mit welchem Rechte könnte ich denn über eure Handlungen richten? Ihr müßt nur nicht verlangen, daß ich Geschenke annehme, die mir zu nehmen unangenehm seyn würden. — Seht!" setzte sie hinzu, „da kom-

men auch die Eltern des Weges herauf aus der Kirche. Geht doch, wenn ihr wollt, wieder in's Wohnzimmer; der Vater wird sich gewiß freuen, euch dort zu finden."

Auf solche Weise höflich zurückgewiesen, und die Heimkehrenden jeden Augenblick erwartend, wie konnte Franz wol anders, als thun, wie ihm geheißen war? So erwartete er denn, sich so gut als möglich beruhigend, den Eintritt der Eltern, die ihn mit freundlich willkommen heißenden Reden begrüßten, ihm aber dadurch sehr wenig Trost gaben für die strengen der Tochter, welche er so eben hatte vernehmen müssen.

Sein erster Versuch, sich durch sein gewonnenes Kleinod Glück und Freude zu säen, hatte ihm also schlimme Früchte getragen. Ueberhaupt schien der heutige Tag ihm wenig günstig; denn auch die Hoffnung täuschte ihn, am Nachmittag mit der schönen Luise in R**s Garten zusammenzutreffen. Ihr Vater mußte zu Hause bleiben, einen alten Bekannten zu erwarten, und ohne diesen ging sie nicht hin. Mißmüthig nahm er nach kurzer Zeit Abschied, und kehrte in tiefen Gedanken zur Stadt zurück. Indem er nun so zum Thore hineinkam, trat ein ihm

völlig unbekannter, noch sehr junger Mann ihm raschen Schrittes in den Weg, und redete ihn vertraulich wie ein Freund mit der Frage an: woher er denn komme, und ob er auch am Nachmittag in R**s Garten zu finden sey? — Ziemlich übler Laune antwortete Franz: nun ja, er werde dort seyn; doch sehe er eben nicht, welchen Antheil ein völlig Fremder daran nehmen könne. — „Ach, verzeiht!“ rief Jener, ihn nun schärfer anblickend; „ich habe mich in der Person geirrt. Doch seht ihr auch wahrlich meinem Freunde F. auf das Täuschendste ähnlich. Nun, wie gesagt, verzeiht mir. Wenn wir noch nicht Bekannte sind, so denke ich, werden wir's ja vielleicht heute. Ich bin Offizier in einem der neuen Regimenter, die erst vor Kurzem hieher verlegt wurden. Es fehlt mir noch an Bekanntschaften, und ich werde mich freuen, euch am Nachmittag wiederzutreffen.“ — Durch diesen höflichen Ton ward Franz in die beste Stimmung versetzt; daß ein Offizier, wol gar ein Edelmann, ihn wie seines Gleichen behandelte, schmeichelte ihm unglaublich. Er suchte nun seine erste, etwas mürrische Antwort, durch eine zweite, desto freundlichere, zu vergüten; und sehr

pünktlich fand er sich am Nachmittage in dem Garten ein, wo er dem zuvorkommenden Fremden von Neuem zu begegnen hoffte.

Er traf ihn wirklich schon dort, und sein Betragen war eben so zwanglos und vertraulich, als am Morgen. Dabei war er sehr wortreich, erzählte viel, und führte auf diese Weise die Unterhaltung fast allein; so daß Franz um desto sicherer war, den minder abgeglätteten Bürgersmann, dessen er sich hier nun einmal schämte, im Gespräch nicht zu verrathen. — Nach einiger Zeit fand der Fremde, es sey noch drükkend heiß im Garten, und schlug seinem Begleiter vor, im Spielsaal bis zur Abendkühle zu den Karten zu greifen. Vor diesen hatte Franz sich bisher sorgfältig gehütet, doch glaubte er jetzt die Einladung nicht ablehnen zu können. Auch einige andere Gäste ließen sich den Vorschlag gefallen; es ward ein Glücksspiel begonnen, und der Offizier hielt Bank. Franz gewann anfangs, setzte höher und höher, verlor dann, und hatte nach zwei Stunden seinen ganzen Reichthum bis auf den letzten Heller verspielt.

Zwar im Herzen dadurch sehr verstimmt, machte er doch im eigentlichsten Sinne gute Miene zum bö-

sen Spiel, wobei ihn die Hoffnung unterstützte, seinen Verlust durch ein zweites Geschenk, gleich dem gestrigen, vergütet zu sehen. Mit der scherzenden Versicherung: seine Kasse sey bis zum tiefsten Grunde geleert, wollte er sich indessen jetzt vom Spieltisch zurückziehen; doch dies gab der Offizier nicht zu. Man müsse sich treuer um die Gunst des Glücks bewerben, meinte er; Franz möge nur beharren, so werde sein Schaden ihm bald ersetzt seyn. Dieser ließ sich verleiten, war aber nicht glücklicher, als vorher, und hatte nach kurzer Zeit noch sechs Louisd'or an den Fremden verloren.

Jetzt ward aufgehört, und der bisher immer sehr höfliche Offizier änderte nun plötzlich den Ton; ja, er verlangte nun so dringend und bestimmt die Zahlung des gewonnenen Geldes, daß Franz, um sich nur ohne Aufsehen aus dem Handel zu ziehen, versprechen mußte, noch am nämlichen Abend dasselbe in seine Wohnung zu bringen. — Woher es aber so schnell nehmen? das war, wenn die Freigebigkeit der Alten nicht half, für ihn eine sehr bedenkliche Frage.

Kaum hatte er die Stadt erreicht, so versuchte er zum zweitenmal sein Glück bei ihr; allein sehr

vergeblich. „Ei ja doch!“ erwiederte sie lachend, „wenn ich alle Tage solches Obst verschenken könnte, würde ich doch wol an mich selbst zuerst denken, und mir wenigstens hier das Verkaufen ersparen. Nein, Herr! mit dergleichen Forderungen laßt mich verschont. Hab' ich euch doch nur deswegen so streng Verschwiegenheit empfohlen, damit mir nicht noch Andere auf gleiche Weise lästig würden. Ich gebe euch nichts mehr, und kann euch nichts mehr geben. Auch wird gewiß Niemand außer euch noch dergleichen Obst von mir erhalten.“

Nun war guter Rath theuer; denn hätte auch Franz, trotz seines Versprechens, die Tilgung der Schuld in's Weite hinausrücken wollen, so hatte zu seinem Erstaunen der Offizier beim Abschied seinen Namen genannt, und er mußte also fürchten, von ihm aufgesucht zu werden. So ging er denn, wiewohl sehr ungern, noch in der nämlichen Stunde zu ihm, gestand die Unmöglichkeit, augenblicklich zu zahlen, und bat um Nachsicht. Doch jetzt ward der Fremde mit jedem Augenblick heftiger; Spott, bittere Vorwürfe und Drohungen wechselten so schnell und verletzend, daß Franz eine Zeitlang wie betäubt von

diesem unerwarteten Angriff dastand. Gerichtliche Klage, Verhöhnen vor allen Bekannten, wol gar Gefängnißstrafe — das war ungefähr, was er Drohendes hören mußte. Immer schwerer und schwerer ward ihm zu Muth; jeder Ausweg schien ihm verschlossen, und mit düsterm Blick rief er jetzt: eher als in einigen Wochen das gegebene Wort zu lösen, sey er nicht im Stande; doch möge sein mitleidloser Gläubiger die Folgen verantworten, wenn er ihm diese Frist nicht gestatte. Schimpf ertrage er nicht, und ehe er sich diesem bloßgestellt sehe, werde er lieber mit dem Leben selbst seine thörichte Unbesonnenheit büßen.

„So? so?" erwiederte jener kalt. „Nun, das Geld muß bei alle dem Morgen früh zur Stelle seyn. Uebrigens bin ich euretwegen nicht sehr besorgt. Wer dergleichen sündliche Todesgedanken so unverhehlt laut werden läßt, ist gewöhnlich von der That noch weit genug entfernt."

„Wahrhaftig?" rief Franz in schneidend bitterm Ton, und eilte mit wilder Heftigkeit zur Thür. Doch jetzt trat ihm der vorhin erwähnte Engländer entgegen. „Wohin so eilig, junger Mensch?" fragte

er gelassen. Geht nach Hause; eure alte Mutter wird euch erwarten."

„Meine Mutter! o, meine treue Mutter!" rief jener erschüttert. „Ach, wäre ich ihr gefolgt. So hatte sie dennoch recht! so mußte ich dennoch zum Bösen verleitet, von Schande, Bosheit und Hartherzigkeit umstrickt werden durch das verderbliche Geschenk jener Alten!"

„Nun, nun!" erwiederte der Engländer lächelnd, „laßt die ehrliche Alte in Frieden. Sie mag leicht an euerm Mißgeschick schuldloser seyn, als ihr selbst! Indessen, beruhigt euch nur für jetzt. So schlimm, als ihr glaubt, steht es noch nicht um euch. Was geschah, ist nur zu euerm Besten geschehen, und wenn ihr es wünscht, kann mein Sekretär dort euch gern jede nöthige Erklärung darüber geben."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und bereitwillig lös'te nun der angebliche Offizier dem betroffenen Franz das Räthsel. „Ich ging," sagte er, gestern gerade mit dem Lord vorüber, als ihr sehr vernehmlich beim Obsthandel goldfarbene Pflaumen in goldne verwandelt wünschtet. Darüber kam ich auf den Einfall, gegen meinen Begleiter zu wetten,

ihr würdet noch vor dem Abend das Verlangte im Korbe der Obsthändlerinn finden. Damals begriff ich kaum, daß er mein Vorhaben nicht durchblickte; wie ich aber jetzt glaube, wollte er, nach seiner freigebigen Weise, mir den Gewinn zuwenden. Auf Zauberei verstehe ich mich doch schwerlich, erwiederte er, und ging lächelnd die Wette ein. Zauberei hatte ich indessen auch nicht versprochen, sondern nur ihr solltet erhalten, was ihr gewünscht. Ich kehrte schnell in den Laden des nahen Goldschmidts ein, und kaufte eine goldene Kapsel, die ungefähr die Form der gelben Pflaumen haben konnte. Darauf übergab ich mein Geschenk selbst den Händen der Obsthändlerinn, für deren Ehrlichkeit der Goldschmidt bürgte. Aufrichtig gesagt, lag mir auch nicht gar viel daran, ob ihr es erhieltet; galt es doch nur, dem Lord zu zeigen, daß ihr es hättet zur bestimmten Zeit erhalten können. Doch es ward euch treulich abgeliefert, und wie ich höre, ließ die muthwillige Alte euch in dem Wahn, als habet ihr wirklich euer Glück ihrer Geschicklichkeit zu danken. Der Lord bezahlte in der besten Stimmung die Wette; seine Blindheit, meinte er, komme vielleicht einem Hülfsbedürftigen zu Statten, und

dann lasse er sich den Scherz ganz gern gefallen. Als er indessen nachher erfuhr, daß nicht Mangel, sondern bloß Hochmuth euch zu jenem Wunsche veranlaßte, und daß ihr die gutgemeinte Sorge eurer alten Mutter durch Kälte und wahrscheinlich selbst durch Falschheit vergolten hattet, bestimmte er euch eine kleine Strafe. Da ich euch zufällig von Ansehn kannte, erbot ich mich, der Beförderer dieser guten Absicht zu seyn; auch redete ich euch bloß deshalb auf der Straße an, um zu erfahren, wo ihr am Nachmittag mit Sicherheit zu treffen seyn möchtet. — Und ich hoffe," so schloß er ziemlich trocken seinen Bericht, „Niemand wird mir das Zeugniß versagen, daß ich meinen Auftrag treulich erfüllte, und Hochmuth und Thorheit bestmöglichst durch einige heiße Stunden zu strafen bemüht war."

„Auf diese Weise," fügte nun der zurückkehrende Lord hinzu, „mögt ihr das Räthsel auch eurer alten Mutter erklären, die wol schon manche Thräne um euch geweint haben mag. Ihr werde ich das von euch verlorene Geld wieder zustellen, und nur um ihretwillen wünschte ich, ihr möchtet noch von eurer Thorheit zu heilen seyn. Glaubt mir, folgt

dem Beispiel der wackern Frau, geht euern Weg, und laßt den Vornehmern den ihren, so werdet ihr es schon ohne Zauberkünste zum Wohlstande bringen, durch die wol im Ernst noch Niemand reich geworden ist. Wer sich überhebt, wird gedemüthigt, und wer sich durch ein Gut zu erfreuen gedenkt, auf dem, sey's wie es sey, auch nur der kleinste Vorwurf haftet, macht immer eine falsche Rechnung. — Das sind Wahrheiten, die freilich oft vergeblich gelehrt werden; indessen, wäre am heutigen Tage vielleicht einiges vorgekommen, was sie euch einleuchtend machte, so behaltet sie, bitt' ich, nun auch etwas fester im Sinn, und nehmt, den Euern zu Liebe, in Zukunft bei euerm Thun und Treiben einige Rücksicht darauf." —

Franz ließ sich das wirklich gesagt seyn, denn sehr oft ist ja die fremde Stimme eindringender, als die oft gehörte der warnenden Liebe; und hier machten freilich Umstände die Heilsamkeit der Lehre sehr deutlich. Ueberraschend genug für ihn, fand er jetzt, seit er nicht mehr so sehr danach strebte, überall bemerkt und ausgezeichnet zu werden, weit mehr Wohlwollen und Beifall, als ehedem. Auch die artige Luise be-

merkte nach einiger Zeit die Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war, und ihr heimlich gewonnenes Herz freute sich derselben innig. Willig reichte sie jetzt dem anspruchloseren Menschen, dem liebevolleren Sohne ihre Hand; und, dem Rathe des ernst mahnenden Fremdlings folgend, hatte Franz nach wenigen Jahren schon so viel erworben, daß seine alte, nun ganz mit ihm zufriedene Mutter in seiner eigenen, wohleingerichteten Wohnung eine stille Zuflucht fand. Sorgenfrei lebte sie dort ohne weitere Anstrengung der eigenen Kraft bis an ihr spätes Ende; und mit der Treue des Alters gedachte sie noch oft jener seltsamen Gabe, welche ihr anfangs so drohend geschienen, und sie endlich dennoch von der drückendsten aller ihrer Bedürfnisse erlös't hatte.

Das Landmädchen.

In der schönen Blüthenzeit eines milden, segenbringenden Frühlings machte Reinold, ein junger, vielversprechender Künstler aus D**, zu seiner Erholung eine Fußreise; bald folgend, wohin eben die Laune des Zufalls ihn führte, bald einem bestimmten, ihm freundlich vorschwebenden Ziel entgegeneilend. Der Endpunkt seiner Wanderung war für diesmal das malerische R*** mit den angränzenden romantischen Thälern; nach kurzer Zeit waren diese durchstreift, und manch liebes Bild des Naturreichthums, welcher ihn hier erfreut hatte, begleitete den Reisenden zurück. Dieser Begleitung bedurfte es aber auch, denn der Landstrich, durch welchen sein Rückweg ihn führte, spendete wenig Genuß; und er würde den Abstich gegen das früher Gesehene wol noch stärker gefühlt haben, ohne das ächt ländliche, von

städtischer Glätte und plumper Unbeholfenheit gleich ferne Wesen der Bewohner, welches ihn sehr anzog. In die Stadt führte sie nur dringende Nothwendigkeit, und das Unbedeutende der Gegend lockte nicht leicht Wanderer aus den höheren Ständen herbei. So war denn Reinold, wenn er, seiner Gewohnheit nach, hie und da in eine ländliche Wohnung eintrat, überall ein zwar freundlich, doch fremd angeblickter Gast, den seine Geschicklichkeit, Bäume, Häuser und ganze Gegenden abzuschreiben — nach dem Ausdruck der Landleute — nur noch merkwürdiger machte. — Am Abend des zweiten Tages kam er an ein etwas malerischeres Plätzchen, als bisher, und eine schöne Eiche — hier schon seltener, als im höheren Norden von Deutschland — lockte ihn, sie abzuzeichnen. Er war etwas vom Wege zurückgetreten, sie auch aus der Ferne zu betrachten: und da sie ihm immer mehr gefiel, zog er schon sein Buch mit landschaftlichen Studien zum Skizziren hervor. Doch siehe! da kam ein jugendlich blühendes Mägdlein des Weges daher, welches schnell seine Aufmerksamkeit von der betagten Königinn des Haines ablenkte. Nicht groß, aber sehr anmuthig gebildet, schwebte die

leichte Gestalt langsam über den blühenden Rasen hinweg; doch war's, als müsse der Gang bei dieser Frische der Jugend gewöhnlich rascher seyn, als trage das zierliche Füßchen sie sonst wol schneller ihres Pfades dahin. Sie schien ermattet und traurig, und auch ein leises Lied, welches sie im Gehen vor sich hin sang, dünkte den Maler dies zu verrathen; denn verstand er gleich keines der Worte, so klang doch die Weise ernst und wehmüthig. Ohne ihn zu bemerken, ging sie vorüber, und suchte dann, unfern von seinem Platz, Erholung auf einer kleinen Rasenbank am Wege, das müde Haupt an den sie beschattenden Baum lehnend. Reinold trat leise näher und näher; jetzt vernahm er wieder die sanfte, wohlklingende Stimme, welche den letzten Vers des erwähnten Liedleins zu Ende sang. Er lautete also;

Und wird's auf Erden trübe,
Lös't Tod uns freundlich ab;
Und bleibt nicht Lust noch Liebe,
Doch bleibt das stille Grab.

Reinold verstand jetzt die Worte deutlich, und gutmüthige Theilnahme erwachte in seiner Brust. „Arme

Kleine! so jung noch, und schon Todesgedanken?“ fragte er, jetzt dicht vor ihr stehend, ganz ohne Scherz, in freundlich mitleidigem Ton. Erschrocken schlug sie schnell die dunkeln Augen zu ihm auf, in denen noch Thränen glänzten; und gar lieblich schaute das erröthende Gesichtchen mit den braunen Locken aus dem weißen Tuche hervor, welches, nach dortiger Sitte, zum Schutz vor brennenden Sonnenstrahlen, ihr Haupt umhüllte. „'S ist nur so ein Liedlein!“ sprach sie dann, zwar lächelnd, doch mit wehmüthigem Ausdruck, und stand schnell auf, um weiter zu gehen. „Dein Korb ist wol schwer?“ begann Reinold von Neuem, als sie diesen, wie es schien, nicht ganz ohne Anstrengung, vom Boden emporhob. „Darf ich mit dir gehen, so trage ich ihn dir gern ein Weilchen?“ — „Ich dank' ihm!“ antwortete sie freundlich, doch etwas schüchtern; „'s ist nicht mehr weit bis zum nächsten Dorf, dann bin ich gleich am Wasser.“ Und so sprechend nahm sie mit leichtem Kopfnicken Abschied, und verschwand schnell im Gebüsch des dichtbeschatteten Weges.

Unschlüssig stand Reinold einen Augenblick da. Er hätte sie gern begleitet; doch nach kurzem Schwan-

ken schonte er die kindliche Scheu des lieblichen Landmädchens, und folgte ihr nur von fern. Bald schimmerten schon einige Häuser des von ihr genannten Dorfs hervor, und jetzt, nach einer Wendung des Weges, auch ein klarer, spiegelheller Fluß, zu dessen Ufer sie schnell hinabeilte. Leicht war ein kleiner Kahn, welcher dort ihrer harrte, vom haltenden Seile gelös't; und stehend, von der Abendsonne hell beleuchtet, ruderte sie nun mit anmuthiger Bewegung schräg nach der andern Seite hinüber. Lange schaute Reinold vom Ufer aus ihr nach; unverwandt ruhte sein Auge auf der blühenden, im Abendschein dahinschwebenden Gestalt, und ihm, den manche schöne Städterinn kalt gelassen hatte, kam es in diesem Augenblick fast vor, als müsse sich's gar freundlich dahin schiffen im Nachen des Lebens mit solch einer anmuthigen Gefährtinn. — Erst als sie das andere Ufer erreicht hatte, und nun bald seinem Blick entschwand, verließ er endlich seinen Platz, ein ländliches Obdach zu suchen. Freundlich ward er von der gesprächigen Wirthinn des Dörfchens aufgenommen, und erst nach manchem Woher? und Wohin? sich selbst und der gewünschten Stille überlassen.

Das Zimmerchen, welches man ihm anwies, hatte die Aussicht auf den Fluß, dessen lichtgrüne Ufer von dem indeß heraufgekommenen Monde jetzt wieder hell beleuchtet wurden. Vom Garten herauf verstreute reiche Blüthenfülle ihren duftigen Hauch in die kühle, erfrischende Luft. Reinold weilte noch lange am Fenster, und wunderte sich fast selbst, daß es ihm hier so wohl sey an diesem zwar freundlichen, doch gar nicht ausgezeichneten Plätzchen, da er doch kaum erst so viel Schöneres gesehen. Ist die Stimmung unseres Gemüths heiter, so bedarf es nur einfachen Schmuckes der Natur, sie zu erhöhen; und fehlt diese Stimmung, so kann jene auch im reichsten Prachtkleide sie uns dennoch nicht geben. —

Erst spät am andern Morgen erwachte Reinold, von der weiten Wanderung des vorigen Tages in festen Schlaf gewiegt, und war, um das Versäumte nachzuholen, nun doppelt schnell gerüstet und mit dem Frühstück fertig. Doch als er jetzt seinen Wanderstab weiter setzen wollte, zog es ihn wie ein heimlicher Zauber noch einmal an die Uferstelle, wo er am vorigen Abend verweilte. Auch jetzt stand er wieder von einem Augenblick zum andern da, und

schaute, halb hoffend, halb nur wünschend, nach dem jenseitigen Ufer, ob die freundliche Gestalt sich nicht zeige. Er werde sie schon erkennen, so schien's ihm, sey es gleich zu fern, die Gesichtszüge zu unterscheiden. Doch nur einzelne Männer, dem Anschein nach mit Fischen beschäftigt, ließen sich blicken; vergebens harrte Reinold einer willkommneren Erscheinung. Jetzt schaute er etwas seitwärts über den Fluß hin — siehe! da kam ein schwer mit Getreide beladener Kahn herübergefahren. Ein ältlicher Mann stand im Vordertheil, beinahe mit Anstrengung rudernd, indeß das Steuer von einer andern, hinter dem Getreidehaufen verborgenen Hand geleitet ward. „Ist's denn nicht gleichgültig, wohin du eben jetzt deinen Weg nimmst?“ so sprach Reinold zu sich selbst, indeß die Schiffenden näher kamen. „Laß dich übersetzen an's andere Ufer, vielleicht begegnet dir dort das hübsche Mädchen noch einmal.“ Die innere Stimme fand Beifall, und schnell ward ihr Vorschlag ausgeführt. „Fahrt ihr zurück, Landsmann?“ rief der Harrende dem kaum noch landenden Ruderer zu; „und wollt ihr mich mitnehmen für eine kleine Belohnung?“ — „Warum nicht?“ entgegnete jener,

freundlich sein Mützchen rückend; „wenn's dem Herrn gefällt. Aber ein Viertelstündchen mag's wol noch währen, ehe wir hier fertig sind.“ — „Das hindert nicht,“ antwortete Reinold; „ich hole indeß meine Sachen, und komme dann wieder.“ — „Schon recht!“ erwiederte der Schiffer lakonisch; doch schnell schaute jetzt hinter dem Getreide ein wohlbekanntes, blühendes Gesichtchen hervor, und rief im freundlich schmeichelnden Ton: „O, lieber Herr! aber ich bitt' ihn recht schön, säum' er nicht zu lange. Die Mutter ist mir krank daheim, und ich wär' so gar gerne bald wieder zurück!“

Es war die schöne Wandrerinn vom vorigen Abend; wie hätte Reinold ihr diese Bitte, wie hätt' er ihr überhaupt irgend eine abschlagen können! „Nicht zehn Minuten bleib' ich weg!“ rief er versichernd zurück; und um gewiß halten zu können, was er versprach, eilte er nun auch augenblicklich davon.

Pünktlich zur bestimmten Zeit war er wieder da; und nicht lange, so stand er, vom Lächeln des Glücks begünstigt, im Kahn neben der schönen Marie. Ihre Miene war heute viel heiterer, als am vorigen

Tage; kein Thränchen hatte die klare Helle des glänzenden Auges getrübt. Reinold bemerkte es mit Freude, und es lockte ihn, sie nun halb scherzend zu fragen: ob denn das Leid von gestern jetzt auch wirklich ganz vergessen sey, und das traurige Liedlein dazu?

„Ach, lieber Herr, spott' er nicht!" erwiederte sie, mit der gutmüthigsten Freundlichkeit zu ihm aufblickend. „Ich hatte gestern einen weiten Weg gemacht, in Sorgen um die Mutter; denn sie war recht krank, als ich wegging. Als ich nun zurückkam, und mir's immer bänger zu Muth ward, dacht' ich endlich: müßt' ich sie verlieren, so wär's am Besten, sie trügen mich nur gleich mit ihr zur Ruh'; und darüber fiel mir das traurige Liedchen ein, das ich manchmal von unserer Pfarrfrau singen gehört. Aber heut' ist die Mutter besser, und nun ist mir auch wieder besser, und fast könnt' ich ein fröhliches Lied singen. — Es wäre mir auch das Rechte," setzte sie nach einer kleinen Pause lebhaft hinzu, „wenn ich jetzt muthlos betrübt seyn wollte, da mich die Mutter so nöthig hat. Ist's wol nicht viel, was ein helles Auge leichter machen kann, und ein munteres, freundliches Wort, nun so ist's doch etwas;

und wer einmal nicht mehr zu geben hat ..." Sie blickte ernst vor sich hin, als ginge Alles, was sie an Trost und Linderung gern mehr gegeben hätte, und nicht zu geben vermochte, ihrer Seele vorüber. Bewegt heftete sich Reinolds Blick auf das liebe, stille Gesicht. „Du kennst dein eigenes Auge nicht," sprach er endlich. „O, es muß viel, sehr viel vermögen, wenn es freundlich die Mühen des Lebens hinweglächeln will, wenn es ..."

Er hielt inne, und auch Marie schwieg, doch unbefangen ruhig, ganz ohne Verlegenheit, denn sie hatte kaum die Worte seines Lobes verstanden, viel weniger den Sinn, in welchem sie gesprochen waren. Allein der Vater, der zuweilen in der Stadt gewesen war, und zu errathen meinte, es werde hier ein städtisches Schmeichelwörtchen gespendet, rief fast unwillig: „Marie, so gieb doch Antwort! Der fremde Herr sagt dir ja eben was Artiges!"

Lächelnd schaute die Kleine einen Augenblick nieder. „Lieber Herr, ich dank' ihm!" sagte sie dann. „Aber sieht er, dergleichen verstehen wir wol eigentlich hier auf dem Lande nicht Er giebt sich da mehr Mühe, als ihm gelohnt wird."

„Ich sprach nur wie ich's meinte, Marie!" versicherte Reinold sehr ehrlich; allein sie hörte ihn nicht mehr, denn der Kahn landete, und schnell war sie hinaus an's Ufer. „Leb' er wohl, Herr!" rief sie noch freundlich, doch eilig zurück, und flog dann leicht und behend den schmalen Pfad auf das elterliche Haus zu.

„Die macht nicht viel Umstände," sprach der Vater, indem er ihr lächelnd nachblickte; und viel höflicher, als sie, forderte er nun den Fremden zum Eintreten in seine Wohnung auf. Dieser ließ sich nicht lange bitten, und so gingen sie denn in freundlichem Gespräch mit einander dem Hause zu. Es hatte ein sehr reinliches, wohlerhaltenes Ansehn, und auch das Innere desselben verrieth Wohlstand und Ordnungsliebe. Jetzt erst bemerkte Reinold, was ihn bisher Marie hatte übersehen lassen, daß auch ihre Kleidung hübscher und vortheilhafter war, als die der meisten Landmädchen der Gegend. Das scharlachrothe Mieder schmiegte sich dicht an die schlanke Gestalt, und die schneeweißen Hemdärmel nebst der reinlichen Schürze von gleicher Farbe, gaben der Tracht etwas sehr Nettes und beinahe Zierliches. —

Der Vater war durch Fleiß und Sorgfalt in seiner Arbeit fast der Wohlhabendste im Dorfe geworden; und war er gleich ein schlichter Landmann, so hatte er doch seine Freude an dem blühenden Töchterchen, und sah es gern, wenn sie schmuck und artig gekleidet neben ihm daher ging.

Jetzt trat sie mit heiterem Blick aus dem Stübchen der Mutter. „Sie ist nicht schlimmer,“ flüsterte sie; „eher glaub' ich, wol noch besser, als am Morgen. Nun will ich ihm auch gleich Milch holen; der Vater hat mir's vorher schon gesagt.“ Sie ging, und kam bald mit dem gehenkelten, goldberändeten Milchglase und einem kleinen Frühstück zurück. Da die Mutter eingeschlummert war, und das jüngere Schwesterchen bei ihr Wache hielt, leistete sie mit dem Vater dem Gaste Gesellschaft, wodurch sein Bleiben nicht wenig verlängert ward. Doch nach etwa einer Stunde ging Marie wieder öfter ab und zu, und auch der Hauswirth blickte zuweilen halb unruhig, als harre seiner irgend ein Geschäft, in den hellen Sonnenschein hinaus; so brach denn nun, nach manchem Zögern, der Wanderer auf. Mit freundlichen Worten nahm er vom Vater Abschied, tändelte

dann noch einen Augenblick mit den jüngeren Kindern, ihnen glänzende Silberstücke zum Dank für die gastfreie Bewirthung spendend, — und nun mußte er ja auch wol von dem lieblichen Mädchen scheiden. „Leb' wohl, Marie!" sagte er rasch, ihre kleine Hand fest in die seine schließend; „Gott erhalte dir die Mutter, und gebe dir viel frohe und glückliche Tage!" Er blickte ihr noch einmal so mild, so bewegt in's Auge; dann riß er sich los, und war mit Blitzesschnelle zum Stübchen hinaus. Als das Mädchen ihm an der Hausthür noch nachschaute, war er schon längst um die Ecke verschwunden.

Still und träumend ging er lange seines Weges dahin; es dünkte ihn ganz ernstlich, als werde er niemals im Leben einer zweiten Marie wiederbegegnen. Ungeduldig über sich selbst, zog er endlich, um sich durch Lesen zu zerstreuen, ein Buch hervor. Allein obgleich dasselbe, seines muntern, scherzhaften Inhalts wegen, gerade für diesen Zweck geeignet schien, sagte es ihm doch so wenig zu, daß er es unmuthig gar bald wieder zuschlug. „Ein einziges fröhliches Wort von Marien," rief er aus, „ist ja wahrlich mehr werth, als all' dieser gesuchte, mühsam her=

beigerufene Spaß!" Und weil er das nun einmal heute fand, so wiederholte er sich jetzt auch jedes Wörtchen, das sie gesprochen, und ließ überhaupt seiner Phantasie ganz ungehindert alle Freiheit. Raschen Schrittes setzte er indessen dabei seine Wanderung fort, denn er wünschte noch vor dem Abend einen kleinen Marktflecken zu erreichen, wohin er sich den Weg hatte bezeichnen lassen. Allein es ward später und später, und weder jener Ort, noch sonst irgend ein anderer, wollte sich zeigen. Immer nur Gebüsch, Wiesenland und fruchtbare Kornfelder in bunter Abwechselung durch einander. Endlich schien es ihm gar, als erblickte er in der Ferne bekannte, schon einmal gesehene Gegenstände von Neuem; und nicht lange, so stand er wirklich wieder am Ufer des silberhellen Flusses nahe bei Mariens Wohnung, von welchem er ausgegangen war. Er hatte in seiner Zerstreuung den Weg zu wenig beachtet, und einen falschen erwählt, welcher in weitem Umkreis wieder auf jenen Punkt zurückführte. „Der Himmel selbst leitet mich wieder zu ihr!" sprach er, sehr leicht getröstet über seinen Irrthum, und ging nun schnell auf das wohlbekannte Haus zu, dort seinen Unfall

zu erzählen, und sich Obdach für die Nacht, so wie für jetzt ein Abendbrot zu erbitten.

Sehr gern und freundlich ward er aufgenommen, doch auch mit einiger Verwunderung, da Marie selbst ihm ja den Weg so deutlich bezeichnet hatte. Denn daß er nicht gar genau hingehorcht, weil er ihr zu tief dabei in die schönen dunkeln Augen schaute, davon ließ sie sich freilich nichts träumen. — Bald war eine kleine Mahlzeit für ihn bereit; doch trug sie ihm diesmal nur der Vater auf, denn Marie hatte bei der Mutter zu thun, und auch das Stübchen des Fremden in Ordnung zu bringen. Daß sie nicht kam, war ganz gegen Reinolds Rechnung; und ein wenig dadurch verstimmt, bot er gleich nach dem Essen seinem Wirth gute Nacht, um mindestens jetzt auf dem Lager zu ruhen, das des Mädchens niedliche Hand für ihn bereitet hatte. „Schlaf' Er nur wohl, Herr!" sprach jener lächelnd; „für mich giebt's keinen Schlaf in dieser Nacht. Die Netze warten schon; ich muß hinaus zum Fischen." — „Viel Glück, Vater!" erwiederte Reinold; und froh, nicht mitwachen zu müssen, suchte er nun sehr bald das schneeweiße, seiner schon harrende Ruhebett auf.

Kaum mochte er indessen ein paar Stunden geschlafen haben, als er durch ein starkes, wiederholtes Klopfen an seiner Thür geweckt ward. „Wer ist denn da?“ fragte er, sich aufrichtend, ein wenig verdrießlich über die Störung. Doch sogleich ertönte Mariens ängstlich bittende Stimme: „Zürn' Ern icht, lieber Herr, ich bin's nur! Die Mutter ist auf einmal so gar schlimm geworden; ach, zum Tode! meint die Nachbarinn. Ich habe hier keine Seele; wenn Er vielleicht rathen könnte — Er weiß ja gewiß Vieles — o so komm' Er doch nur auf einen einzigen Augenblick heraus!“

„Ich komme, Marie! sogleich. Beruhige dich nur indeß!“ klang die Antwort mitleidig zurück; auch war wol kaum noch eine Minute vergangen, da trat der Gerufene schon in das Stübchen der Kranken, und eilte an ihr Lager. Er war nicht ganz ohne Hoffnung, hier nützen zu können; denn sein Vater, ein geschickter Arzt, hatte auch ihn eigentlich für dies Fach bestimmt, und schon manche Vorkenntnisse dazu waren gesammelt, als — erst im früheren Jünglingsalter — sein entschiedener Künstlerberuf ihm eine minder ernste Laufbahn öffnete. —

Die Kranke saß aufgerichtet im Bette, ängstlich haschend nach den schwachen Athemzügen, welche mit jedem Augenblick karger zu werden schienen. Weinend kniete Marie neben ihr, sie mit der rechten gehobenen Hand unterstützend; indeß die gelassene Nachbarinn mit beredten Trostsprüchen die Kranke ängstigte, ohne das Mädchen zu beruhigen.

Reinold untersuchte sogleich den Puls. „Ist hier kein Arzt in der Nähe, Kind?" sprach er dann sanft zu Marien; „die Mutter muß gleich zur Ader gelassen werden." — „Ach, Gott!" seufzte das Mädchen, „drei Stunden von hier ist der nächste." — „Das währt zu lange," erwiederte Reinold entschlossen; „indeß ist sie verloren! Und wenn denn wirklich sonst gar Niemand hier ist, ihr beizustehn — nun so will ich's in Gottes Namen thun. Ich habe eine feste, sichre Hand, und weiß wohl, wie man die Lanzette führt."

Schnell holte er sein scharfes Federmesser, Marie leuchtete mit fast zitternder Hand, und bald war nun der gefährliche Augenblick vorüber. Die wohlthätigen Folgen des angewandten Mittels zeigten sich sogleich, und hatte Marie vorher mit Thränen der

Angst am Bette der Mutter gekniet, so sank sie jetzt unwillkührlich mit Freudenthränen zu den Füßen ihres Retters nieder. — „Liebes, gutes Kind, steh' auf!" sprach er gerührt. „Was kniest du vor mir? Hab' ich dir denn die Mutter erhalten? Hat nicht ganz ein Anderer mich so unvermuthet in dies Haus zurückgeführt? nicht ganz ein Anderer es so gefügt, daß eben ich dir nothdürftig Hülfe leisten konnte? — Mir bist du gar keinen Dank schuldig. Erhole dich nur jetzt; ich hoffe, die größte Gefahr ist vorüber!"

Wol noch eine Stunde verweilte er am Lager der Kranken; doch da ihr Zustand sich immer mehr besserte, kehrte er dann in sein Stübchen zurück, nur noch bestimmt von Marien fordernd, daß sie ihn bei der kleinsten Verschlimmerung sogleich rufe.

Allein Marie rief nicht; denn als noch ein Weilchen vergangen war, schlummerte die Mutter sanft ein, und — auf einem Fußbänkchen neben dem Bette sitzend, das Haupt gegen die harte Lehne gestützt — nun auch das ermüdete Mädchen. Dann kam früh am Morgen auch der Vater nach Haus, mit Schrecken vernehmend, wie nahe daran er gewesen sey, seine treue Anna nicht mehr unter den Lebenden zu finden. Nun hatte Marie schon eine Stütze mehr, und würde jetzt gewiß nur in dringen-

der Noth den hülfreichen Fremdling von Neuem gestört haben. Sie ermüdete nicht, zu rühmen, wie er so kräftig entschlossen, und doch dabei so freundlich und gut gewesen sey; und ihr feines Gesichtchen, welches vorher durch Schrecken und Anstrengung ein wenig bleich gewesen war, färbte sich im Erzählen von ihm wieder mit der lieblichsten Blüthe der Jugend. —

Endlich kam denn auch Reinold, ungerufen, und fand nun die Kranke zwar für den Augenblick nicht gefährlich, aber höchst ermattet. „Ihr solltet doch den Arzt rufen, Vater!“ rieth er jetzt; „hier ist, der Schwäche wegen, immer noch Hülfe nöthig.“ — „Ach!“ erwiederte der Landmann mißmüthig, „ich hab' es einmal versucht, in einer andern Krankheit meiner Anna. Aber der fremde Herr, den ich rief, machte sie, statt gesund, noch viel kränker, als vorher, und war rauh und hart überdies. Da mußt' ich ihr heilig versprechen, sie nie wieder auf solche Weise zu quälen, und das halt' ich auch. — Doch, wenn Er noch ein paar Tage bleiben wollte, Herr Reinold, das wär' freilich ein Anderes. Es sollte ihm an nichts fehlen, und wenn er mir's nur vergönnte, ich würd' es ihm gern vergüten nach meinem besten Vermögen.“

„Ach, schweigt mir davon! rief Reinold, halb verdrießlich bei diesen letzten Worten; doch als Marie ihn nun so unruhig bittend ansah, ward er wieder mild. „Wenn es dich beruhigt, will ich bleiben!" sprach er, ihr die Hand reichend. „Ich kenne eine stärkende Wurzel, die wollen wir zusammen für deine Mutter suchen. — Wird sie aber wieder schlimmer, Freund!" setzte er hinzu, sich zum Vater zurückwendend, „dann müßt ihr doch andere Hülfe suchen, denn dann verantworte ich es nicht länger allein."

Das versprach nun der Landmann, im Stillen hoffend, er werde nicht nöthig haben, es zu halten; und diese Hoffnung ward auch, zu Aller Freude, erfüllt. Reinold ging mit Marien in den Wald, lehrte sie die erwähnte Wurzel kennen, und nachher zu Hause bereiten; und die Mutter genas sichtlich dadurch: doch sein Herz ward dabei immer tiefer und tiefer verwundet. Bald waren acht Tage vergangen, und Marie hätte nun wol schon ohne seinen Beistand die Kur vollendet; allein er konnte sich noch nicht zum Scheiden entschließen. Einen Tag nach dem andern gab er zu, und um so lieber, da Marie, jetzt selten mehr im Krankenstübchen nothwendig, weit öfter als anfangs Zeit hatte, mit ihm zu plaudern und seinem Gespräch zuzuhören. Da erzählte er ihr denn

gar Manches, was ihr sehr seltsam und merkwürdig schien. Und als er einst gar versicherte, er könne ein Menschenangesicht auf der Leinwand so täuschend nachbilden, daß es fast anzusehen sey, als stehe es selbst leibhaftig da, wollte sie ihm nicht glauben, und meinte halb traurig, es sey nicht hübsch von ihm, daß er eines armen, unwissenden Mädchens spotte. Um sie nun zu überzeugen, holte er sein eigenes Bild herbei, welches er in Miniatur gemalt und mitgenommen hatte, um es einem Freunde in R** zu zeigen. Stumm vor freudiger Ueberraschung, hielt sie es lange bewundernd in Händen; dann begann sie aufmerksam zu vergleichen, und ihr herrliches Auge ruhte dabei so klar und freundlich auf seinem Gesicht. „Ach, es ist grade, grade wie Er!“ rief sie, endlich wieder Worte findend, im fröhlichsten Ton. „Ich weiß nur nicht auszudrücken, wie ich's gern loben möchte. Die hellen Aeugelchen sehen mich an, als hätten sie mich was zu fragen; und nun vollends das allerliebste Mündchen!...

Reinold lächelte, denn der Mund war sprechend ähnlich. Ungewiß, weshalb er sie auslache, blickte Marie nieder. „Hab' ich was Einfältiges gesagt?“ begann sie dann von Neuem, ein wenig beschämt, das fragende Auge langsam zu ihm aufschlagend. Der

ganze Zauber der kindlichsten Unschuld schmückte sie in diesem Augenblick so schön, daß Reinolds Herz sich nicht mehr völlig Schweigen gebieten ließ. „Wenn ich dich malen dürfte, Marie," sagte er, sie sanft umfassend — „ach, das würde noch ein ganz anderes Bild werden, als dieses. An dem würde ich mit solcher Liebe, solcher Freude arbeiten, daß es mir den Beifall Aller gewinnen müßte, die Theil nehmen an meinem Streben. Was meinst du?" fuhr er bittend fort — „willst du mir's vergönnen? und darf ich das liebe Bild auch behalten?"

„Wenn es Ihm wirklich Freude macht," sagte sie — und das heitere Gesichtchen schien noch heiterer zu werden bei dem Gedanken — „Freude machte ich Ihm so gern! Wart' Er nur! ich will mit den Eltern davon sprechen, und morgen sag' ich Ihm Antwort." —

Es dauerte am andern Morgen länger als gewöhnlich, ehe sie erschien; und Reinold hörte lebhaft im Stübchen der Mutter sprechen. Endlich kam Marie. „Ich habe noch recht bitten müssen," sagte sie mit einem leisen Lächeln. „Denk' Er! die Mutter meinte gar, mit dem Abmalen sey's gefährlich. Wer so ein Bildchen von Jemanden habe, sagte sie, (sie hat dergleichen schon einmal in der Stadt gesehen)

der habe große Gewalt über ihn, und könne ihm Leides thun, wann und wo er nur wolle *). — Ich kann's doch nicht recht glauben," fügte sie hinzu; „aber wenn's auch wäre — es schadete ja hier nicht. Denn Er — wenn Er mein Bildchen nun hätte, Er würde mir doch ganz gewiß nur Liebes thun wollen?"

Sie fragte das so kindlich froh und unbefangen als möglich; allein Reinold nahm ihre Worte sehr ernst. „Ich habe es noch nie anders als redlich gemeint, sagte er; und nun vollends mit dir!" — Es lag etwas sehr Wahres im Ton dieser Antwort; und dennoch schien jetzt eine leise Unruhe in seiner Brust zu erwachen. Doch bald ward er wieder heiter, und setzte lächelnd hinzu: „Du kannst mir das Bild anvertrauen, Marie! ohne alle Gefahr. Laß es mich immerhin als Andenken begleiten, und vergiß auch du mich nur nicht ganz, wenn ich fort bin!"

„Er hat mir ja die Mutter erhalten!" erwiederte Marie schnell. „Und auch sonst — nein, vergessen werd' ich ihn gewiß nicht!" Sie schwieg; ein leiser Wunsch, daß sein kleines Bild, welches sie gestern gesehen, ihr auch bleiben möge, dämmerte in dem

*) Dieser Aberglaube soll sich wirklich in einigen Gegenden, besonders der Schweiz, unter den Landleuten finden.

unschuldigen Herzen auf. Ihr Auge glänzte heller; allein den Wunsch auszusprechen, fehlte ihr doch der Muth.

„Ich danke dir, liebe Marie; du bist so gut!“ sprach Reinold, wie es schien, noch manches innigere Wort unterdrückend. „Aber darf ich denn gleich jetzt, gleich hier anfangen, dich zu malen?“

Sie nickte, sah aber doch ein wenig ängstlich dazu aus. Schnell ward nun das Nöthige zur Miniaturmalerei herbeigeholt; allein anfangs ging es mit dem Malen nicht ganz so gut, als Reinold gehofft hatte, denn mit gar bedenklichem Ernst schaute die Kleine unverwandt auf den ihr bestimmten Punkt, und darüber ward das sonst so lebhafte Gesicht in kurzer Zeit sehr schläfrig und gelangweilt. Doch nun ward sie von der ermüdenden Richtung des Auges auf einen Punkt frei gesprochen, und überdies angelegentlich unterhalten; denn lieber wollte der Maler den Reiz der anmuthigen Züge nur zur Hälfte ablauschen, als sie sich durch Langeweile und Verstimmung entstellen lassen. Indessen — die Liebe führte den Pinsel — so sehr Marie jetzt die wiedererhaltene Freiheit benutzte, das Bild ward dennoch vollkommen ähnlich; es gab ganz ihr heiteres, kindlich unschuldiges Gesicht in seinen schönsten Augenblicken wieder. Und als es

nun von den Eltern und neugierigen Bekannten lange genug bewundert war — wobei Reinold es kaum vor ungeschickten Händen zu schützen wußte — trug er voller Freude das durch ihn selbst hervorgerufene Kleinod auf sein Stübchen, es nun sorgfältig vor Staub und aller ferneren Anfechtung zu bewahren. Allein dies war, wie es schien, auch die letzte Freude, welche ihm hier zu Theil werden sollte; denn noch spät am Abend erhielt er durch den Freund in R**, welchem er von seinem jetzigen Aufenthalt aus geschrieben hatte, einen Brief seines Vaters, in welchem er dringend zur Rückkehr aufgefordert ward. Ein bei ihm bestelltes Bild welches schon jetzt hätte fertig seyn sollen, ward mit Ungeduld verlangt; eine Arbeit, welche er für einen älteren, von ihm sehr geachteten Künstler übernommen, mußte vollendet werden, und jener war halb verwundert, halb unwillig, daß sie noch nicht weiter sey. — Reinold hätte sich das Alles selbst sagen können, allein der Zauber der Gegenwart ließ es ihn bisher vergessen, und doppelt beunruhigend fiel es ihm jetzt auf's Herz, daß er wirklich Tadel verdiene. Mißmüthig blickte er lange vor sich hin; doch weit weniger aus Unzufriedenheit mit sich selbst, als im bittern Vorgefühl des nahen, unvermeidlichen Scheidens. „Sey's denn nur schnell!

schnell!" rief er endlich entschlossen, und fing sogleich an, einen Theil seiner Sachen zusammenzuräumen. Doch mitten in der Arbeit ward ihm das Herz wieder so schwer — er mußte hinab in's Wohnzimmer, Marien aufzusuchen. Weil es aber schon spät geworden war, fand er nur noch den Vater; Marie war nicht mehr da. Die hellen Augen — ach! die morgen durch so schmerzliche Thränen getrübt werden sollten — hatten sich schon zu friedlichem Schlummer geschlossen. Schnell theilte er jetzt jenem die Hauptsache aus dem erhaltenen Briefe mit, so wie seinen Entschluß, früh am folgenden Tage abzureisen. Doch versprach er, erst noch beim Frühstück gegenwärtig zu seyn, und eilte dann sogleich wieder auf sein Stübchen, um das für ihn so schwere und unwillkommene Geschäft des Einpackens nun vollends zu Stande zu bringen. —

Der Morgen kam, und Marie erwachte so heiter! Es war ein Sonntag, und sie schmückte sich noch ein wenig sorgfältiger, als sonst an diesem Tage, sich selbst unbewußt, dem freundlichen Gaste zu Liebe. Doch als sie nun in das reinliche Wohnstübchen herunterkam, blickte der Vater so still und ernst vor sich hin, und auch die Mutter, die weit früher, als gewöhnlich, aufgestanden war, sah blaß und traurig

aus; da fiel es ihr plötzlich, schwer wie eine Ahnung, auf's Herz. „Vater! Mutter!" rief sie; „um Gotteswillen! will Reinold fort?" Die Mutter nickte betrübt, und der Vater erzählte nun, warum und wie bald er schon scheiden wolle. Marie seufzte tief; zu weinen vermochte sie nicht. „Vater!" sagte sie endlich schnell und ernst, „wir wollen ihn doch noch begleiten, bis an's Ende des Dorfs! Wißt ihr? bis an die alte Linde, wo er so manchmal neben mir saß, wenn ich müde war vom Sammeln." Der Vater willigte ein; und traurigen Blicks ging sie nun hinaus, dem scheidenden Freunde noch einmal das so lange von ihr bereitete Frühstück zu besorgen.

Reinold war schon unten, als sie es brachte. Still setzte sie das kleine Brett mit Allem was er brauchte vor ihn hin. „Zum letztenmal!" zuckte es ängstlich durch ihr Herz, und preßte ihre Brust so schmerzhaft zusammen, daß sie keine Silbe hervorbringen konnte. „O, liebste Marie!" rief Reinold mit weicher Stimme — „nun so gieb eine Tasse, weil du sie mir noch bringst! und dann nur gleich, gleich von hier fort!" Rasch leerte er die Tasse, und stand nun sogleich auf. „Wir gehen noch mit!" rief Marie ängstlich, als wolle sie nur jetzt, nur jetzt noch

den Abschied vermeiden. Schnell hatte sie das weiße Tuch umgeknüpft, in welchem Reinold sie zum erstenmale sah, und trat nun still mit ihm und dem Vater den Weg an. Auch dem Wanderer, der jetzt weiter ziehen sollte, war das Herz so schwer, so beklemmt; er vermochte nur mit Mühe hie und da ein einzelnes Wort auf seines Begleiters treuherzige Reden zu erwiedern. — Endlich waren sie an den bestimmten Platz gekommen, wo es geschieden seyn mußte; der Vater ging nur noch in ein unfern liegendes Haus, einen Wegweiser für Reinold zu holen. Marie war etwas zurückgeblieben; ihr ward eiskalt; bleich und zitternd lehnte sie sich an einen Baum, und einzelne Thränen rollten langsam über ihr Gesicht. Jetzt sah sich Reinold nach ihr um. „Gott, Marie!“ rief er, vor ihrem Ansehn erschreckend, und eilte hinzu. — „'S ist nichts! 's ist schon über!“ sagte sie leise, aber ihre Thränen flossen nur stärker. Da widerstand Reinold nicht länger dem unaussprechlich bewegten Herzen. „O, Marie! m e i n e Marie!“ rief er, sie fest in seine Arme schließend; „traure nicht so! Ich komme wieder; und bist du es nur zufrieden, so wollen wir dann ganz für einander leben! — Ich hätte es dir schon eher gesagt,“ fuhr er dann ruhiger fort; „aber sieh! ich erwerbe noch

wenig, und da hat die Frau eines Künstlers oft schwere und sorgenvolle Tage. Der Gedanke daran machte mir Unruhe; darum schwieg ich, bis ich dir etwas Besseres würde anbieten können; hattest du mir doch versprochen, mich nicht zu vergessen. Allein jetzt vermag ich nicht mehr zu schweigen; und willst du, Marie, so komme ich schon im Herbst zurück und hole dich ab."

Ein schwacher Rosenschimmer färbte wieder des Mädchens bleiche Wange. „Ach, lieber ganz arm seyn mit Ihm, als noch so reich, wenn Er nicht mehr da ist!" flüsterte sie leise, und lächelte mitten in ihren Thränen. „Nun denn, so gebt uns euern Segen, mein ehrlicher Freund!" rief Reinold dem wiederkommenden Vater zu, der schon einige Augenblicke dem Gespräch gehorcht hatte. „Wollt ihr sie mir nicht versagen, so ist Marie meine Braut!" — „In Gottes Namen!" erwiederte jener mit treuherziger Freude. „Dacht' ich mir's doch schon heimlich zuweilen, daß es noch einmal so kommen müßte. Und sey Er unbesorgt, Herr Reinold," setzte er behaglich lächelnd hinzu; „hab' ich gleich der Kinder viele, so kann ich doch noch etwas mehr für mein Töchterchen thun, als er wol meint. Ist denn ihr Auskommen

anfangs nicht reichlich: zum Betrüben karg soll's doch auch nicht seyn, dafür steh' ich!"

Allein so freundlich und beruhigend diese Versicherung war, doch wäre sie fast von Reinold und Marien überhört, denn der gegenwärtige Augenblick erfüllte ihre ganze Seele. — Geschieden mußte es nun freilich dennoch seyn; aber doch mit viel heitrerem, ruhigeren Sinn, als vorher. Auch faßte Marie sich jetzt ein Herz, und ihr süßes Stimmchen bat mit dem freundlichsten Schmeichelton um Reinolds kleines Bild. Er ließ es ihr mit Freuden, und es tröstete sie oft während des einsamen Sommers. Mit dem Frühherbst aber kehrte der Freund schon zurück, die liebliche Verlobte abzuholen, ohne die es ihm jetzt überall leer und öde war. Und für das ganze Leben hing er mit so treuer, inniger Liebe an seiner Marie, daß er ein ehrenvolles Zeugniß ablegte gegen eine böse Sage, welche gar mancherlei Bedenkliches vom Leichtsinn und Wankelmuth eines leicht beweglichen Künstlerherzens zu erzählen wissen will.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

a

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiesen, Charlotte,

Kleine Erzählungen

Nürnberg 1822

P.o.germ. 1420 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120797-0